UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1912

2 (1912)

Visual Library

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

30. Jahrgang.
№ 2.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Beförderern bezogen.

Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.

Heute ist das Körbchen voll.

Köln a. Rh.
Februar 1912.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Antwortschreiben mit Danksagungskarten.

Im Anschluß an das in Nr. 1 S. 21 des Vergißmeinnicht unter **„Bayerische Gratulanten"** Mitgeteilte veröffentlichen wir an dieser Stelle ein darauf eingelaufenes Antwortschreiben der **Geheim-Kanzlei**

Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern.

München, 7. Dezember 1911.

Sr. Hochwürden
Herrn **P. Notker Vorspel**
Missions-Prokurator
Würzburg, Reibeltsgasse 10.

Seine Königliche Hoheit der Prinzregent haben die Adresse samt Photographie-Album welche Sie im Auftrage des Hochwürdigen Herrn Abtes P. Gerard Wolpert am 16. vor. Mts. in Vorlage gebracht haben, gerne entgegengenommen.

Im Allerhöchsten Auftrage ersuche ich Sie, dem Herrn Abte den Allergnädigsten Dank Seiner Königlichen Hoheit mit dem Beifügen übermitteln zu wollen, daß Allerhöchstderselbe mit großer Freude von den in der Adresse zum Ausdruck gebrachten, warmen Glückwünschen der Bayerischen Mitglieder der Mission Kenntnis genommen haben.

Des Weiteren haben die photographischen Ansichten, welche einen Einblick in die segensreiche Tätigkeit, sowie in die persönlichen, wirtschaftlichen und geographischen Verhältnisse der Mission gewähren, Seine Königliche Hoheit in hohem Grade interessiert.

Von den beiliegenden zwei Danksagungskarten ist eine für Sie bestimmt, die zweite bitte ich dem ehrwürdigen Herrn Abte gütigst zustellen zu wollen.

Mit Vergnügen ergreife ich diesen Anlaß zur Versicherung meiner aufrichtigen Verehrung.

Ganz ergeben!

v. Haag, Gen. d. Inf.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die geweihte Kerze.

Aus Bienenwachs bereitet,
Jungfräulich, makelrein,
Sie leuchtet dir in's Leben,
Mit wunderbarem Schein.

Als man dich trug zur Taufe,
Zum heil'gen Gnadenquell,
Entbrannte sie, als Zeichen
Des Glaubens, licht und hell.

Und als zum ersten Male,
An deines Engels Hand,
Dem Tisch des Herrn du nahtest,
Im schnee'gen Festgewand,

Da glühte dir zur Seite,
Als Liebeszeichen wahr,
Die Kerze, die geweihte,
Im Lichte hell und klar.

Und wenn dir einst im Tode
Das matte Auge bricht,
Wird dir zur Hoffnung leuchten
Der Sterbekerze Licht;

Bis dein Glauben wird zum Schauen,
Dein Hoffen froh erfüllt,
Der Liebe heißes Sehnen
Im „Ew'gen Licht" gestillt.

Unterstützung der katholischen Mission aus Glaubens-Gründen.

Nach Max Steigenberger, b. g. R.

Irren wir nicht, so gibt es noch sehr viele Katholiken, die glauben, es sei reine Sache des Wohlwollens und der Gutherzigkeit, irgendein Scherflein für die katholischen Missionen zu spenden. Gewiß, es ist immer ein Akt des Edelmutes; aber mehr als bloßer Edelmut legt es dem Katholiken nahe, sich an der Erhaltung und Ausbreitung der katholischen Missionen nach Kräften zu beteiligen.

Wenn ein anglikanischer Bischof in einer Versammlung zu Edinburgh sagen konnte: „Die Missionierung ist die erste und höchste Aufgabe des Christentums", so sollte zuvörderst in jedem Katholiken die Ueberzeugung Wurzel fassen, daß für ihn die Unterstützung der katholischen Missionen wenigstens mit zur allgemeinen christlichen Lebensaufgabe gehöre und in irgendeiner Form bis zu einem gewissen Grade eine Pflicht sei, und das um der Liebe zu Gott, wie um der Liebe zum Nächsten willen.

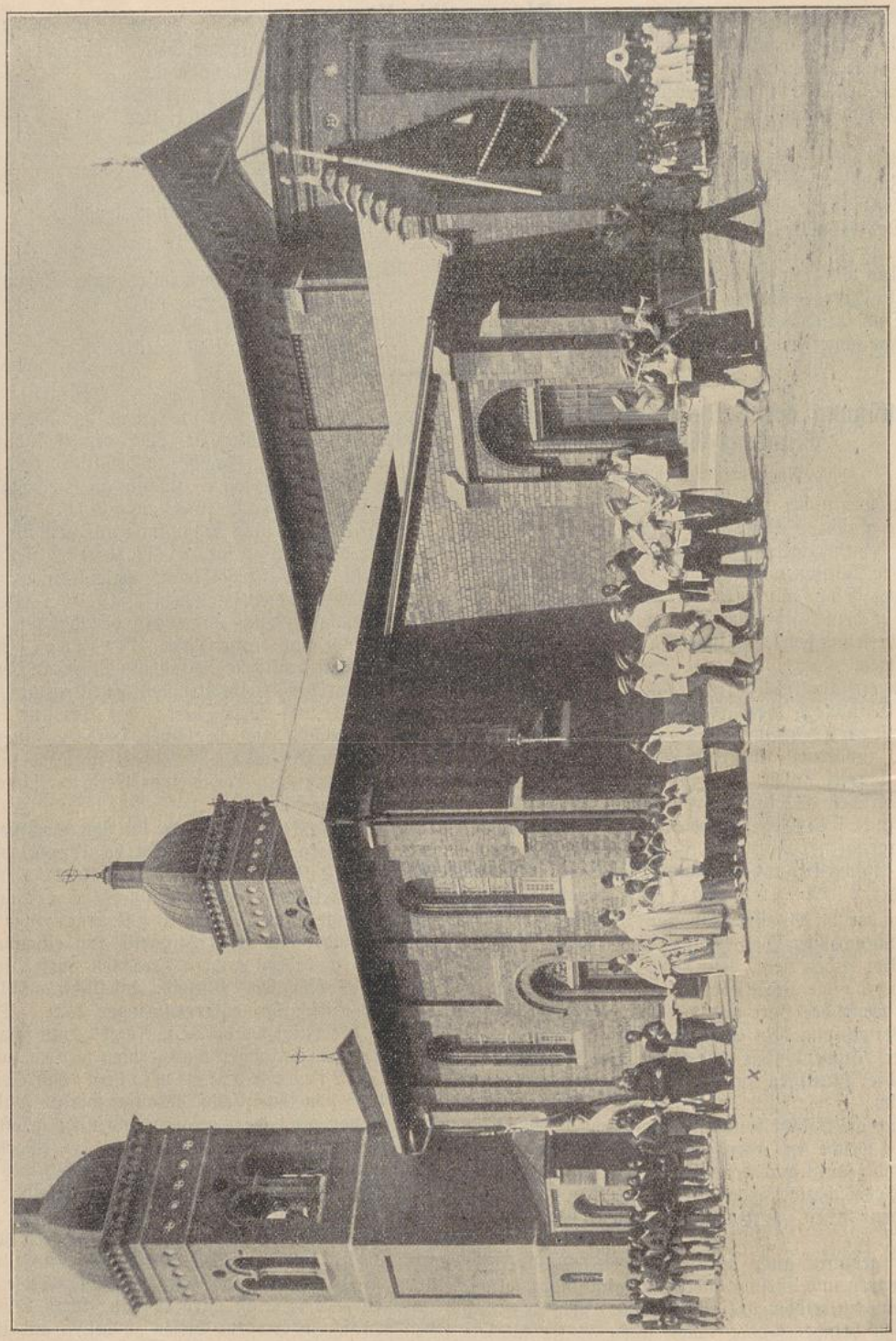
Wenn der hl. Apostel Johannes schreibt: „Brüder, wer die Güter dieser Welt hat und doch, wenn er seinen Bruder Not leiden sieht, sein Herz vor ihm verschließt, wie bleibet da die Liebe Gottes in ihm?" (1. Joh. 3, 17), und wenn der Herr und Heiland unter Androhung ewiger Verwerfung dem Christen befiehlt, je nach dem Maße der Notwendigkeit und Kraft die Hungrigen zu speisen, die Durstigen zu tränken, die Gefangenen zu erlösen usw. — wie sollte da nicht bis zu einem gewissen Grade auch die Pflicht bestehen, erbarmend derer sich zu erinnern, welche in irgend einer Art von geistigem Elende sind, somit auch besonders derer, die in Finsternis und Todesschatten sitzen, gefangen in den Irrtümern und Leidenschaften, Greuel und Nöten der Teufelsherrschaft?

Hilfe gebührt auch jenen, die mit apostolischer Liebe hungern und dürsten, möglichst rasch und möglichst viele daraus zu erlösen und ihnen Gottes Wahrheit und Frieden zu bringen, oder ihnen solche Güter wiederzubringen und zu hüten. Das Christentum hätte sich zur Zeit der Apostel nicht so rasch ausgebreitet, wenn nicht der Eifer der gläubigen Laien, der aus der Liebe zu Gott und dem Nächsten entsprang, ihre Arbeit gefördert und auch für die zeitlichen Bedürfnisse der Verkündiger des Evangeliums wie der armen Mitchristen gesorgt hätte. „Habe und Güter verkauften sie und verteilten sie unter alle, je nachdem ein jeder bedürftig war". (Ap. Gesch. 2, 45.) Zwar hat der hl. Apostel Paulus keinen Unterhalt von den Gläubigen angenommen, aber er schreibt ausdrücklich, daß ihm das Recht zugestanden wäre, solchen anzunehmen; als in Jerusalem eine große Not ausgebrochen war, bot er die Christen zu einer Sammlung auf, um für die Hungernden dortselbst zu sorgen. (II. Kor. 9, 1 ff.) Der Apostel nennt diesen „Liebesdienst" zugleich einen „Gehorsam gegen das Evangelium Christi". (9, 13.) Aus diesem dürfte ersichtlich sein, daß es ein altchristlicher Gedanke und eine urchristliche Gepflogenheit ist, daß Laien praktische Teilnahme zeigen an den Sorgen und Nöten der Ausbreiter des Christentums, wie an dem Wohl und Wehe derer, die Christus zu seiner Herde sammeln und in seiner Herde erhalten wollte. Dieser Gedanke sollte also lebhaft in jeder katholischen Familie sein und in irgend einer Weise wirksame Formen angenommen haben.

Ja, er sollte von Jugend an von frommen Eltern und Erziehern den Kindern beigebracht werden — und was ist leichter als das? Wie leicht gibt sich das schon bei Erklärung des Vaterunsers! Das Wort „Vater unser" zeigt schon, daß wir alle eine große Familie Gottes sind, und also Interesse für einander haben müssen, keiner den andern verachten dürfe, jeder dem andern Wohlwollen, Mitleid, möglichst geistliche und leibliche Hilfe ihm entgegenbringen solle. Durch die Worte „Geheiligt werde Dein Name" kann schon in den Kindern das Verlangen wachgerufen werden, und zwar um der Liebe Gottes willen, daß Sein Name nicht bloß von ihnen selbst geheiligt werde, sondern daß er auch von andern gekannt und nicht gelästert, sondern verherrlicht werde. Wenn bei den Worten „Zukomme uns Dein Reich!" die Herrlichkeit des Reiches Gottes nach innen und außen geschildert wird, und daneben ein wenig das Elend derer, die im Irrtum wandeln und „in Finsternis und im Schatten des Todes sitzen" oder sonst mangels christlicher Pflege und Erziehung in Gefahr sind, an Leib und Seele zu verkommen — wie leicht wird es sein, schon bei Kindern den Wunsch zu erregen, diesen zu helfen und ihnen die himmlischen Güter des Reiches Gottes zu vermitteln, die sie selbst besitzen!

Verbindet man das nun mit dem Gebote: „Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst" und erklärt in rechter Weise die Wahrheit, daß „jeder Mensch ohne Ausnahme unser Nächster sei", so ist unseres Erachtens ein guter Grund gelegt für den Gedanken der Missionsunterstützung. Es geht oft solche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Festzug aus der Kirche beim Jubiläum unseres Br. Felix.

Missionsbelehrung tiefer als man denkt und in manchem kleinen Knirps und in manchem stillen Mädchen gehen Gedanken durch die Seele, welche der inneren und äußeren Mission noch reichen Segen bringen können. Der Missionsgedanke sollte dem ganzen katholischen Volke so vertraut werden, wie der Gedanke an die Not seines armen Nachbarn, und gewisse Evangelien und gewisse Festtage der Kirche sollten das Herz wie von selbst aufblühen lassen zu geistlichen und leiblichen Gaben heiliger Liebe wie für die Nähe, so auch für die Ferne.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

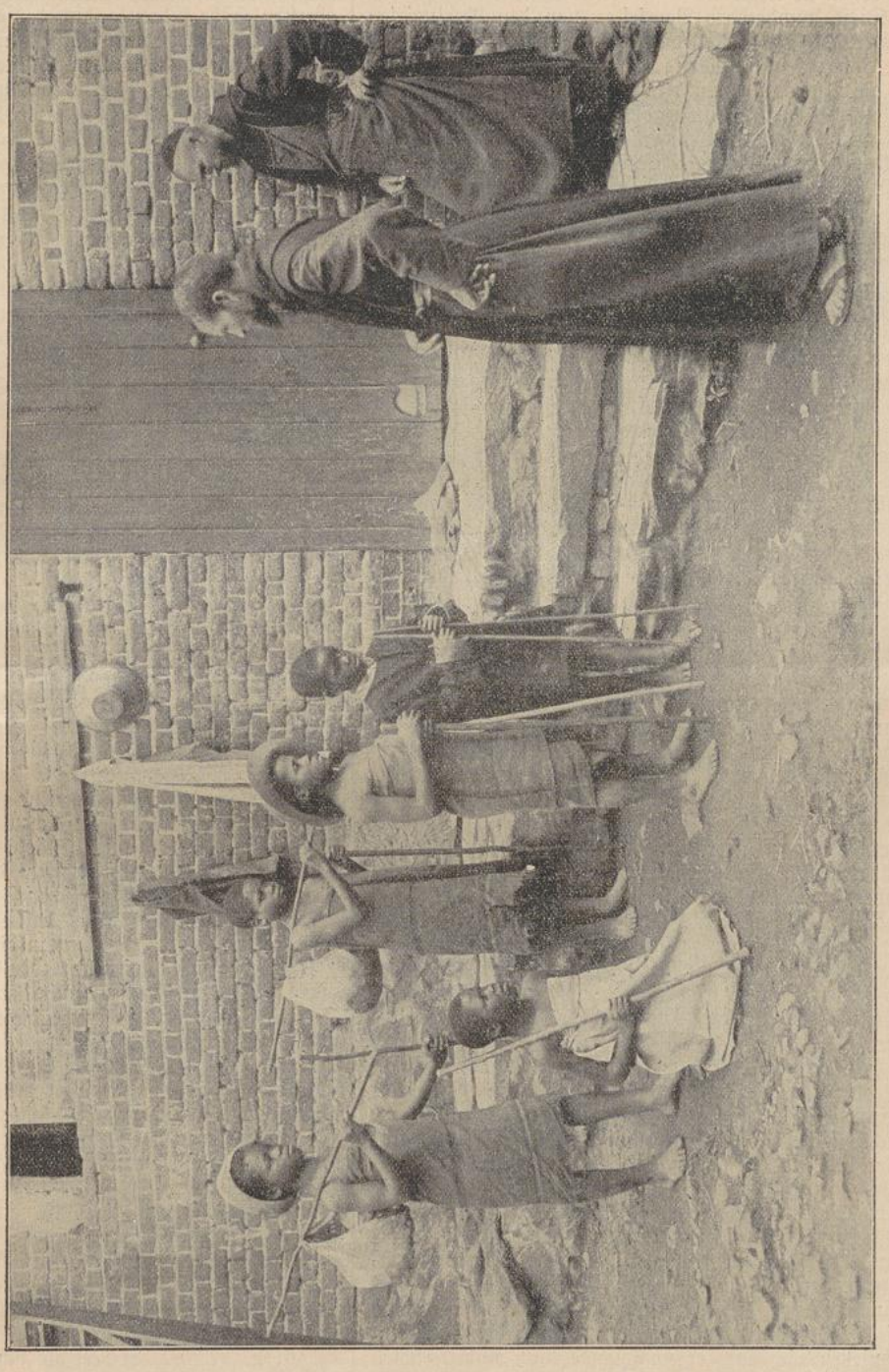
Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1655 erhielten die beiden Kapuziner P. Antonio Cavazzi und P. Ignatio de Valsassina kurz nach ihrer Ankunft in Loanda den Befehl, sich zum Könige Angola Aarijo, einem Bruder Zinghas, zu begeben, der seinen Sitz zu Maopongo hatte. Am 6. Mai verließen sie die von den Portugiesen besetzte Festung Massangano. Als Begleiter hatten sie mehrere Neger, die ihnen als Wegweiser dienen und außerdem das Gepäck und die nötigen Lebensmittel tragen sollten.

Kaum befanden sie sich aber auf dem Weg, als die meisten dieser unzuverlässigen Leute mitten Walde ihre Bürde niederwarfen und entflohen, sodaß die armen Missionäre gezwungen waren, ihr Gepäck selbst auf den Rücken zu nehmen. Beim Weitermarsche stießen sie auf einen Baum von ungewöhnlicher Größe; vor demselben stand ein Götzenaltar, der mit den Köpfen und Knochen frischgeschlachteter Tiere bedeckt war. Als sich P. Cavazzi der Stelle näherte, erscholl ein furchtbares Geheul, und alsbald stürzte der Wächter des Altares mit sieben andern schwarzen Gesellen hervor und suchten ihm Furcht einzuflößen. Er aber schritt, das Kruzifix in der Rechten, mutig voran, warf Feuer in das um den Baum aufgehäufte Holz und verbrannte den Altar samt dem darauf stehenden Götzenbilde. Die bei ihm befindlichen christlichen Neger, die anfangs scheu zurückgewichen waren, jubelten, als sie die Ohnmacht des Götzen sahen, laut auf und halfen ihm bei der Zerstörung ähnlicher Götzenbilder, auf die sie noch häufig stießen.

Nach mühsamen Märschen durch dichtes Gehölz erreichte man endlich die Stadt Dumbi Aabo, wo die Missionäre vom ersten Minister des Königs von Angola freundlichst begrüßt wurden und ein paar Wochen von den Mühen der weiten Reise ausruhten. Daneben erteilten sie fleißig Unterricht in der christlichen Religion



Bei Br. Felix melden sich Heidenknaben zur Schule. (Im Hintergrund Br. Narcyssus, Gehülfe des Br. Felix.

und tauften viele Kinder. Nach ein paar weiteren Tagreisen kam ihnen der Sohn des Königs entgegen, versicherte sie, mit welcher Ungeduld sie am Hofe erwartet würden und begleitete sie bis zur Stadt Maopongo, oder vielmehr bis zum Fuße der kolossalen Felsmauern, auf denen sie liegt.

Diese wunderbare Bergfeste, von den Portugiesen „Forte das Pedras" genannt, erhebt sich zwei Meilen von Cabazzo in der Mitte der großen Ebene Oariji, die sich am Ufer des Coanza hinzieht und hat große Aehnlichkeit mit den Inseln und Korallenfelsen, die mitten aus dem Ozean emporragen. Obschon dieser Gebirgsstock mehr als hundert (italienische) Meilen von der Küste entfernt ist, so strömen doch von seinem Gipfel aus einer Höhe von mehr als siebzig Klaftern salzhaltige Quellen herab, die steigen und fallen wie Ebbe und Flut. Das Merkwürdige aber ist, daß in nächster Nähe davon andere Bäche fließen, die ein ganz vortreffliches Trinkwasser liefern. Der ganze Berg, der etwa 27 Meilen im Umfange hat und die höchsten Türme Europas überragt, erscheint, von Ferne gesehen, wie eine einzige, ungeteilte Masse; kommt man aber näher, so löst sich das Ganze in eine Unzahl steiler, schroff abfallender Kegel und Bergspitzen auf, welche durch wirr durcheinanderlaufende Täler, Schluchten und Abgründe von einander getrennt sind. Sie weisen die mannigfachsten, originellsten Gebilde auf, bilden Gewölbe, Höhlen und Gänge, Kuppeln, Portale, Säulenhallen und Triumphbogen, gleichen Obelisken, Grabmonumenten, Ruinen von Burgen und Palästen usw.

Hat man den Fuß des Berges erstiegen, so kommt man in ein Labyrinth von Klüften und engen Fußpfaden, die so dicht mit Dornen und Buschwerk überwachsen sind, daß man sich nur mit vieler Mühe hindurchzuwinden vermag. Weiterhin gelangt man in geräumige Täler und offene Gefilde. Hier wechselt gutes, schweres Ackerland, das nur des Anbaues durch fleißige Menschenhände harrt, mit schattigen Gruppen immergrüner Bäume und Waldparzellen ab. Das oberste Stockwerk dieser wunderbaren Bergfeste aber flacht sich zu einer weiten herrlichen Ebene ab, die ebenfalls die denkbar reichste Ernte liefern würde, falls man sich die Mühe nähme, sie anzubauen. Wohl liegen am Fuße des Berges und in den einzelnen Schluchten und Tälern über dreißig Dörfer, allein die schwarzen Einwohner nähren sich von wildwachsenden Früchten und Kräutern und finden jede Aufforderung, sich durch Fleiß und Arbeit etwas Besseres zu verschaffen, töricht und lächerlich.

Wie leicht könnte man ferner auf diesem Hochplateau eine Stadt und eine Feste anlegen, so sicher und uneinnehmbar, daß sie auf der ganzen Welt kaum ihresgleichen hätte. Man dürfte nur das die Schluchten und Täler bedeckende Gesträuch fleißig unterhalten und die beiden einzigen zur Höhe führenden Hohlwege durch starke Mauern absperren. Würde man vollends am Rande derselben lose Steinhaufen aufrichten, so könnte man damit ein ganzes Heer, das den Durchgang erzwingen wollte, zerschmettern. Gesetzt aber auch, es gelänge einem Feinde, durch List und Tapferkeit all diese Hindernisse zu nehmen und sich auf der Hochebene festzusetzen, so wäre er noch lange nicht unbestrittener Herr derselben, denn die Natur hat der Besatzung eine Burg gebaut, so hoch und stark, daß sie die mutigsten Belogerer in helle Verzweiflung versetzen müßte. Mitten vom Felsplateau steigt nämlich mit fast senkrecht abfallenden Wänden nochmals ein Bergkegel empor, der wie mit natürlichen Fensteröffnungen und Schießscharten durchbrochen ist, die nur ein klein wenig künstlicher Nachhilfe bedürften. Diesen Oeffnungen entsprechen im Innern eine Menge Höhlen von verschiedener Länge und Breite, alle gesund und trocken und miteinander verbunden, in mäßiger Steigung zur obersten Höhe führend, die ebenfalls eine kleine Fläche bildet, wo leicht einige Häuser mit Gärten und Schutzmauern angebracht werden könnten. Man findet hier die schmackhaftesten Früchte des ganzen Landes, gutes Trinkwasser und reine, gesunde Luft. In alter Zeit soll hier ein König, Aariji mit Namen, gewohnt haben.

Kommt man zum erstenmale in diese Gegend, so meint man zunächst, es sei rein unmöglich, an diesen Bergen, die einer einzigen riesengroßen Felswand gleichen, emporzuklimmen. Betrachtet man sie aber näher, so merkt man bald, daß sich die merkwürdige Burg unschwer ersteigen läßt, vorausgesetzt allerdings, daß kein Feind erscheint, der den Aufstieg wehrt, und daß man sich nicht beirren lasse durch das Gezische der Schlangen und das Gebrüll der Löwen und Tiger, die massenhaft in diesen Höhlen und Schluchten hausen. Besonders schlimm ist dies im Früh'ahr, wenn sich die Schlangen paaren; dann ist jeder Felsen ein Schlangennest. Zuweilen kommen auch die Löwen und Tiger, vom Hunger getrieben, in ganzen Rudeln aus den bewaldeten Schluchten hervor, zerreißen, was ihnen in den Weg kommt und ziehen sich mit ihrer Beute in ihre Schlupfwinkel zurück, wo ihnen auch der kühnste Jäger nicht beizukommen vermag.

Das Klima ist angenehm, stets frisch und gesund, ausgenommen zur Regenzeit, während welcher oft eine unerträgliche Schwüle herrscht. Die ganze Luft ist nämlich alsdann von den vielen Dünsten, die ringsum aufsteigen, wie geschwängert. Die natürliche Folge sind entsetzliche Gewitterregen. Grelle Blitze durchzucken unter dröhnenden Donnerschlägen die Luft, und die eisenhaltigen Felsen scheinen, wie vom Stahle angeschlagen, statt bloßen Funken ganze Feuerströme zu sprühen. Trotz alledem erreichen die Bäume eine ganz ungewöhnliche Höhe und Stärke und tragen die köstlichsten Früchte; wie überhaupt die Orangen, Feigen, Datteln und sonstigen tropischen Früchte ein Aroma aufweisen, so fein und köstlich, daß es in ganz Afrika nicht seinesgleichen hat. Wollte man die mannigfachen Täler und Schluchten, namentlich aber die auf der Höhe sich ausdehnende große Ebene mit der nötigen Umsicht und Sorgfalt anbauen, so gliche diese Gegend bald einem wahren Paradiese.

Ueber den Ursprung dieser Naturfeste haben die schwarzen Eingeborenen eine uralte Sage. Der Gott Ampungi, so erzählen sie, faßte einst den Entschluß, sich eine freundliche Wohnung zu bauen, wo er ruhig und sicher, von keinem Feinde belästigt, sich des Lebens erfreuen könnte. Er lenkte sein Augenmerk auf diese Gegend und türmte mit Hilfe seiner Gattin, die nicht minder stark und rüstig war wie er, alle diese Felsenstücke, Hügel und Bergkegel zu einer festen, uneinnehmbaren Burg auf. Zuletzt, nachdem sie viele, viele Jahre da gelebt, verwandelten sie sich aus Liebe zu ihren Untertonen in die zwei höchsten und steilsten Bergspitzen, um denselben zur Zeit der Not als sichere Zufluchtsstätte zu dienen.

Das gefiel den Leuten sehr, und um die schuldige Dankbarkeit zu bezeigen, brachte man den beiden Schutzgöttern alljährlich Menschenopfer dar. Das geschah in unvordenklicher Zeit auf dem höchsten Gipfel des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Felsens; da aber später die aus den Eingeweiden der Schutzgötter entstandenen Wendeltreppen verschwanden, oder weil man, wie andere sagen, den Eingang hiezu nicht mehr finden konnte, sah man sich genötigt, das Opfer am Fuße des Berges darzubringen. So die Sage, welche bezeugt, welch' hohes Interesse die Schwarzen der Bergfeste schenken.

Die Portugiesen bemächtigten sich einmal während eines Krieges, den sie mit der Königin Zingha führten, dieses Punktes, mußten ihn aber später wieder aufgeben wegen Mangel an waffenfähigen Leuten.

Das Tor, das in diese Naturfeste führte, bestand aus einem Gang, der so niedrig war, daß man nur auf Knieen und Ellenbogen hindurchrutschen konnte. Nachdem sich P. Cavazzi mit seinem Gefährten und dem Prinzen, der ihnen als Wegweiser diente, mühsam hindurchgewunden, befanden sie sich zunächst in einem wahren Labyrinthe von Felsen, Dornen und Gestrüpp. Nach mühevoller Wanderung standen die beiden Kapuziner ratlos vor einer hochaufsteigenden Felsenwand. Die Schwarzen kletterten mit affenartiger Geschwindigkeit daran empor und luden die Missionare zum gleichen Kunststücke ein. Da aber diese immer wieder abrutschten, luden sie dieselben auf ihre Schultern, erklommen trotz der Last Felsen um Felsen und setzten sie oben an einer Stelle nieder, die nicht mehr allzuweit vom Palaste des Königs entfernt war.

Als der König ihre Ankunft erfuhr, eilte er ihnen mit seinem ganzen Hofstaat entgegen, umarmte sie zärtlich und küßte ehrfurchtsvoll das Kruzifix, das sie am Halse trugen. Aus all dem glaubten die Missionäre schließen zu dürfen, er sei ein eifriger Christ, doch wie sehr sie sich darin täuschten, sollte in Bälde die Zukunft lehren. König Ariji war ein Heuchler, der sich vortrefflich zu verstellen wußte. Er hieß die beiden Priester herzlich willkommen, äußerte große Freude über ihren Besuch und versicherte sie seines kräftigsten Schutzes.

Nach der ersten Begrüßung machten die Schwarzen eine ohrenbetäubende Musik, feuerten Flintenschüsse ab

Br. Felix übergibt den neuangekommenen Heidenkindern die nötige Kleidung.

und führten sodann ihre Gäste in den königlichen Empfangssalon, der übrigens nichts anderes war, als eine aus unbehauenen Baumstämmen errichtete Scheune. Der König trug als Galaanzug eine von den Lenden bis zu den Knieen reichende Schürze, einen am Boden nachschleifenden Scharlachmantel, eine mit bunten Federn gezierte Mütze und elegante Pantoffeln. In solchem Feststaat setzte er sich auf seinen Thron, einen mit Matten und einem armseligen Teppich bedeckten Holzblock und ergriff ein Rohr, das ihm als Szepter diente. Die Missionäre überreichten ihm, nachdem sie seiner Einladung folgend ebenfalls Platz genommen hatten, die Empfehlungsschreiben des portugiesischen Statthalters und ihres Ordensobern. Der König übergab sie seinem Minister, der sie zuerst in portugiesischer Sprache verlas und dann in die Landessprache übersetzte, worauf die wiederholte königliche Versicherung erfolgte, daß man ihre Bemühungen um Ausbreitung der christlichen Religion auf jegliche Weise fördern und unterstützen werde.

P. Cavazzi seinerseits dankte in beredten Worten für dieses Versprechen und zog sich dann mit seinem Gefährten zurück. Beide waren mit dem ihnen gewordenen Empfang überaus zufrieden und hegten die schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Als Wohnung fanden sie einen alten, schmutzigen Stall, aus dem man soeben die Ziegen entfernt hatte. Besser war der ihnen vom Hofe übersandte Imbiß, der aus Hühnern und Maniokmehl bestand. (Fortsetzung folgt.)

25jähriges Jubiläum unseres Bruders Felix,

als Hausvater der St. Franziskusschule in Mariannhill.

Mariannhill, 4. Oktober 1911. — Wohin zieht denn dort der festliche Zug von über 200 schwarzen Schulknaben mit ihren Fahnen, und weshalb schmettern denn heute so freudig die Trompeten unserer schwarzen Musikkapelle? Wozu das festliche Glockengeläute an diesem schönen, afrikanischen Frühlingstag, an dem die Sonne so freundlich und klar vom azurblauen Himmel lacht?

Ei, es ist ja heute St. Franziskustag, das Patroziniumsfest der Mariannhiller Knabenschule, und zudem feiert heute unser Bruder Felix*) sein Jubiläum. Sind es doch gerade 25 Jahre, seit er in die hiesige Mission eintrat und sein Amt als Hausvater der Knabenschule übernahm.

Wer wissen will, welche Bürde mit dem scheinbar unbedeutenden Aemtchen verbunden ist, der möge versuchsweise einmal das Regiment führen über mehr als 200 Kaffernbuben, die meist ohne jeden Begriff von Kultur, Erziehung, Religion, Schicklichkeit, Ordnung, Zucht und Reinlichkeit hier in Mariannhill von allen Himmelsrichtungen her aus den heidnischen Kraals anschwirren.

Sieh', da kommt gerade so ein kleiner Trupp daher, bloß in alte, zerrissene Decken gehüllt. Nun schau, wie du mit ihnen fertig wirst, d. h. wie du ihr schwarzes Fell sauber bekommst, noch Kleider für sie in der Vorratskammer findest, wie du sie an Ordnung, Gehorsam und gute Sitten gewöhnst, und bei all dem noch die nötige Geduld behältst, um ihren hundert kindischen Bitten und Fragen ein geneigtes Ohr zu leihen.

*) Bruder Felix Martin, gebürtig aus Grünfeldhausen bei Tauberbischofsheim, Baden.

Kaum aber hast du angefangen, ihnen dies und das zu sagen, und mühsam beizubringen, da schleichen mit schuldbewußter Miene zwei kleine Raufbolde herein. Der eine hat die Hose zerrissen, der andere die Träger, und du mußt nun wohl oder übel — es sei denn Bruder Felix trete als Nothelfer wieder ein — deines Amtes als Strafprediger und Profoß walten.

Noch ist diese Aufgabe nicht vollendet, da stehen schon vier oder fünf kleine Knirpse schüchtern im Hintergrund. Sie drehen einen Penny, den ihnen elterliche Liebe überlassen hat, zwischen den Fingern. Der eine möchte Sweets (Bonbons), der andere Schukela (Zucker), ein dritter leckere Fischchen dafür haben. Der Strafprediger verwandelt sich flugs in einen Spezereikrämer.

Wieder andere nahen; es sind stramme Küchenjungen, sie wollen Maismehl haben zum heutigen Pallitsch. Der Bruder wird zum Mehlhändler. Ist aber gar ein Festtag in Sicht, so muß er auch noch den Bräumeister machen, der das nötige Quantum Kaffernkornmalz berechnet und abwiegt, sowie genaue Anweisung gibt über den Brauprozeß und die Gärführung.

Dann tritt er wieder das Amt des Vestiars an, um das frisch angekommene Schwarzwild im Anziehen europäischer Kleidung zu instruieren. Da ist aber für zwei kleine Wichte die betreffende Rocknummer ausgegangen. Doch der Hausvater weiß Rat. „Kommt, ihr Bürschchen, schlüpft nur in diese alten Soldatenröcke! Sie reichen euch zwar bis auf die Füße, aber sie halten hübsch warm, und wenn ihr in den nächsten drei Wochen noch kein Fersengeld gegeben, dann bekommt ihr passende Röcke."

Während noch nach Hemden für größere Burschen gesucht wird, kommt schon der Hausschaffner und verlangt ein Dutzend Jungen zum Apfelsinenpflücken: die Zeit der Arbeitsverteilung ist da. Der Forstmeister, der Gärtner usw. erscheinen auf dem Plan, sie haben alle besondere Arbeitskräfte nötig, desgleichen die Meister in den einzelnen Werkstätten, und überall hin müssen Knaben verteilt und kommandiert werden. Andere zählen zu den „Feldtruppen"; sie werden mit Hacken ausgerüstet und marschieren, von einem Bruder oder einem größeren Jungen begleitet, in Reih' und Glied ab, und zwar kompagnienweise, die einen auf dieses Ackerfeld, die andern auf jenes. Jetzt findet der vielbeschäftigte Hausvater Zeit, die nötigen Instruktionen zu geben für die Arbeit in den einzelnen Schulgärten. Ist auch dies erledigt, so schöpft er einigemal tief Atem und hofft nun neuerdings seinen Vestiariumsarbeiten sich widmen zu können.

Doch, wer klopft da schon wieder? — Buben, die nach Pinetown sollen, Buben zu den Schwestern, Buben zum Ministrieren, Buben für die Küche, Buben dahin, Buben dorthin. „Ich hab' keine mehr, könnt' selbst noch ein halbes Dutzend brauchen!" —

Endlich findet unser Hausvater Zeit, die rückständige Buchführung zu erledigen, denn auch die Geldangelegenheiten der Knaben hat er zu verwalten. Besondere Fälle wie bevorstehende Taufen, Erstkommunionen, kirchliche Festtage, Massenerkrankungen, Begräbnisse usw. bringen stets wieder Extravergnügungen an Arbeit.

Das Schwierigste ist indes, bei all' den Unarten und Ausschreitungen so vieler unerzogener Knaben den Mut nicht zu verlieren, nicht müde zu werden im Warnen, Mahnen, Strafen und Aufmuntern, sondern auszuharren in Geduld und der Uebung jeglicher Tugend. 25 Jahre lang den gleichen Trubel durch-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

machen, 25 Jahre auszuhalten in guten und bösen Tagen, im Verkehre mit klein und groß, im Zusammengehen mit Leuten vom verschiedensten Charakter, das ist auch eine staatsmännische Leistung, aller Anerkennung wert. Nun die geehrten Leser werden wohl kein Verlangen haben nach dem unruhigen Posten eines Hausvaters über 240 Kaffernbuben, dagegen werden sie es begreiflich finden, daß dem guten Bruder Felix zu seinem Jubeltage ein schönes Fest veranstaltet wurde. Worin bestand nun die seltene Feier?

Zunächst durfte er an jenem Tage nicht arbeiten, und das war für ihn eine höchst ungewohnte Sache. Um acht Uhr morgens holte ihn sodann der Festzug ab, wobei ihm ein Knabe nach einer Gratulationsansprache einen Myrtenkranz überreichte. Dann ging es unter klingendem Spiel zur neuen Missionskirche, woselbst P. Marzellin nach der Intention des Jubilars ein levitiertes Hochamt zelebrierte. Durch den Diakon erhielt der schlichte Bruder vom Altare aus den Pax oder kirchlichen Friedenskuß und empfing dann die hl. Kommunion, während die Musikkapelle ein religiöses Lied vortrug. Nach dem Hochamt war Frühstück und dann Gratulationscour.

Am Nachmittag freute sich die ganze Schule bei ihren Spielen, wozu ein bescheidenes Quantum Kaffernbier die nötige Stimmung machte. Am Abend fand als Schlußfeier im großen Schulsaal eine musikalische Unterhaltung statt. Duetts, Gesangchöre, Violinsolos, Blasmusik, Clowns und humoristische Schwänke sorgten für die Erheiterung der Schulkinder (gegen 400 Knaben und Mädchen), sowie der geladenen Gäste, Patres und Brüder. Nachdem noch eine Dankadresse der Schulkinder verlesen und einige kleine Geschenke überreicht worden waren, dankte Bruder Felix in bewegten Worten für all

Der Schulsaal in Mariannhill.

Vordere Reihe von links nach rechts: 1. Br. Narcissus 2. Br. Felix. 3. P. Marzellin. 4. Br. Urban (Jubilar), schwarzer Lehrer. Zweite Reihe in der Mitte: Br. Trophimus, Katechet, und Br. Raphael. Die übrigen schwarze Lehrer und Aspiranten.

die Liebe und Aufmerksamkeit, die man ihm an diesem seinem Ehrentage erwiesen. Nach einem schönen, frohverlebten Tage ging dann alles zur Ruhe.

Möge es unserem Bruder Felix bei seiner rüstigen Gesundheit gegönnt sein, auch noch sein 50jähr. Jubiläum zu erleben. Dies war der einhellige Wunsch aller, die an jenem Tage in so festlicher Stimmung um ihn versammelt waren. Droben aber im Himmel warte einst seiner ein überreicher Lohn für die heiße und mühevolle Arbeit, die er geleistet auf dem Erntefelde der Mission!

Auf der Aehrenlese beim Amakusa-Stamm.

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Czenstochau. — Da von den Drakensbergen her schwere, dunkle Wolken sich zusammenballten und offenbar ein Gewitter im Anzuge war, machte ich mich eilends auf den Heimweg. Maligopo, mein gesprächiger Führer, begleitete mich eine Strecke weit und zeigte mir einen kürzeren Weg, wobei ich aber den reißenden Umsimkulu zu passieren hatte. Beim Flusse angekommen, trug ich Bedenken durchzureiten, denn die Trift war schlecht und steinig; auch war das Wasser trüb und schien noch immer zu steigen.

Mein Führer ermutigte mich jedoch mit den Worten: „Hab' nur keine Sorge, Baba! Es ist absolut keine Gefahr, und ich gehe mit dir bis ans andere Ufer!" Dann zog er seine Jacke aus — denn er war, obschon noch Heide, nach europäischer Art gekleidet — und stieg, mit einem langen Stocke in der Hand, in die trübe, reißende Flut. Ich selbst ritt zehn Schritte oberhalb ebenfalls hinein. Anfangs ging das Wasser dem Pferde nur bis an den Leib. Eben will ich nach meinem Führer schauen, da — plumps — schlägt das Wasser schon über den Sattel zusammen! Im nächsten Augenblick arbeitet sich das brave Rößlein wieder heraus auf einem im Flußbett liegenden Felsen, jedoch nur, um im nächsten Augenblick schon wieder einzusinken. Es war nur noch Hals und Kopf davon zu sehen. Da hieß es fest sitzen bleiben! Denn es ist ein gefährliches Ding, wenn man mit dem langen schweren Habit ins Wasser fällt und von der Strömung wehrlos mitfortgerissen wird. Schon mehr als ein Trappist hat dabei sein Leben verloren. Mein gutes Pferd, das keinen Boden mehr unter den Füßen fand und daher notgedrungen schwimmen mußte, arbeitete sich tapfer durch und brachte mich glücklich ans andere Ufer. Doch hatte mich die Strömung etwa dreißig Schritte flußabwärts geführt und hier war das Ufer so hoch und steil, daß ich nicht heraus konnte. Die Sache war übrigens nicht schlimm, denn schon war Maligopo, der vor mir hinüber gekommen war, zur Hand, leitete das Pferd vom Ufer aus noch etwa zwanzig Schritte flußabwärts, wo die Böschung sich wieder senkte und half mir heraus.

„Das ist aber eine böse Trift, Maligopo," sagte ich zu dem Burschen, der mich verschmitzt anlächelte, „ich glaube, du hast mir keinen guten Rat gegeben, da du mir diesen Weg gewiesen." Er aber entgegnet: „Baba, auch wenn dich die Wellen samt dem Pferde mit fortgerissen hätten, so hätte ich doch euch beide wieder herausgeholt. Ich habe so was schon mehr als einmal getan; denn du mußt wissen, daß ich der beste Schwimmer hier in der ganzen Gegend bin. Bin ich nicht vor dir herübergeschwommen, obschon ich bekleidet war?" (Er hatte nämlich noch Hose und Hemd an.) Das feste, männliche Wesen des jungen Mannes gefiel mir. Nur schade, daß er noch ein Heide war! Ich gab ihm ein kleines Geschenk als Führerlohn. Er nahm es dankend an, schwamm zurück und schlenderte, ein lustiges Liedchen singend, dem heimatlichen Kraale zu. Es gibt doch prächtige Leute unter diesem Naturvolke, zumal solche, die noch nicht in den englischen Städten gewesen und somit Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennen. —

* * *

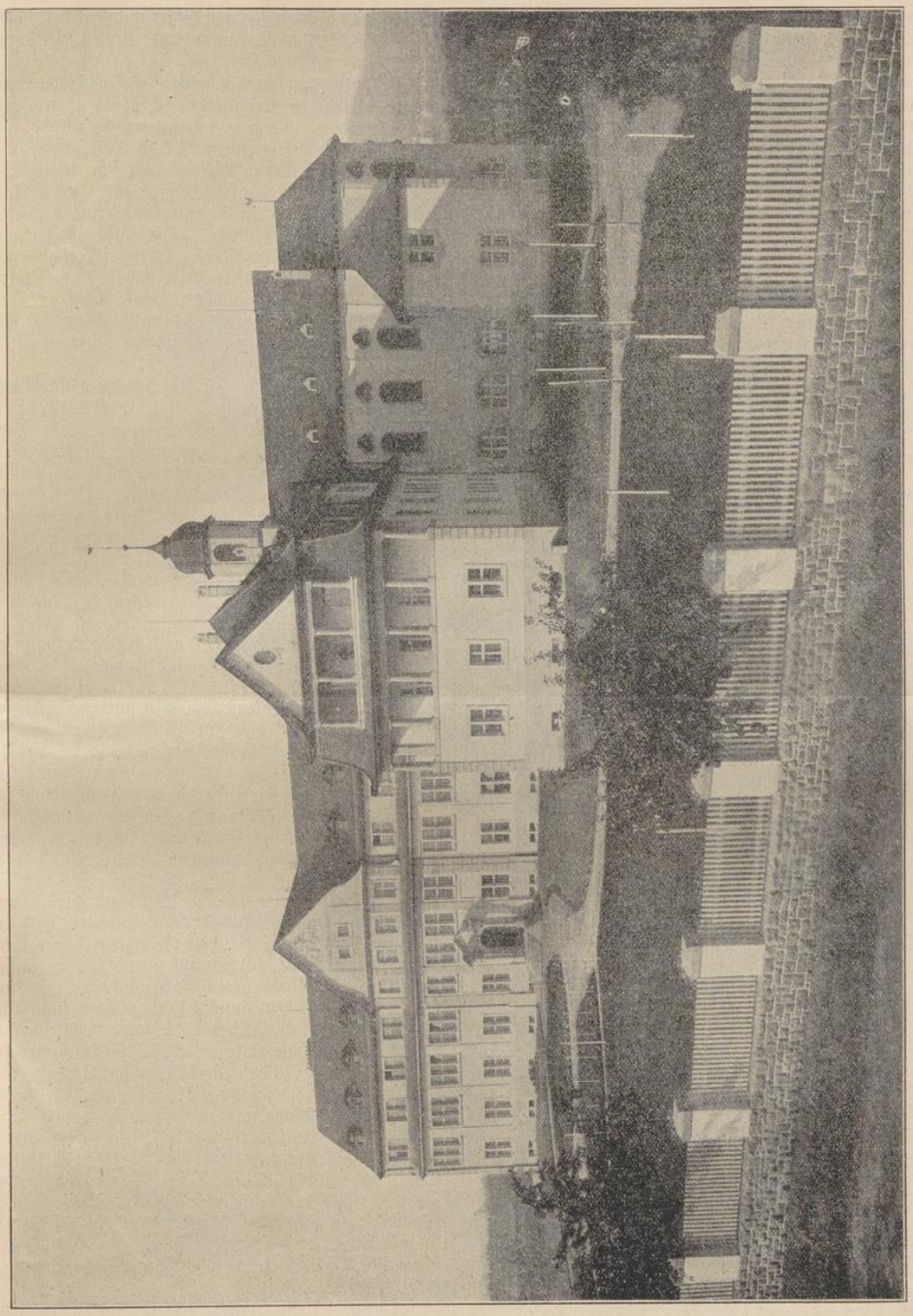
Fortan machte ich alle 14 Tage eine katechetische Exkursion nach dem Amakusa-Stamm. Mein Besuch galt in erster Linie dem alten Njakasana, der, wie erwähnt, als Christ sterben wollte; allein ich kehrte auch in anderen Kraals ein und sprach viel mit den beiden Alten, die vorläufig von Taufe und Bekehrung noch nichts wissen wollten. Wir redeten zusammen von der guten alten Zeit, da die Kaffern noch ihren Reichtum an Vieh besaßen, sprachen von den Kriegen der großen Zulukönige Tschaka und Dingaan usw., wobei diesen Amakeschlas ordentlich das Herz aufging. Dann lenkte ich das Gespräch über auf Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, sprach von der unsterblichen Seele des Menschen und von ihrem Schicksal nach dem Tode usw. Da wurden sie einsilbig und ernst, hörten mir aber mit großer Aufmerksamkeit zu, denn ich hatte ihre Herzen schon gewonnen.

So vergingen mehrere Monate. Da kam eines Tages Maligopo zu mir mit der Botschaft, Umdumela, einer der beiden Alten, wünsche mich zu sehen. Mit Freuden kam ich diesem Wunsche nach. Bei meiner Ankunft saß der alte Herr, aus dessen verwelktem, mit tiefen Falten durchfurchtem Gesicht ein paar ungemein freundliche, sanfte und kindliche Augen hervorlugten, wie ich sie noch bei keinem Heiden gefunden, müde und verlassen auf einer Binsenmatte vor der Hütte und wärmte seine steifen, abgemagerten Glieder an der Sonne. So machte er es schon seit vielen Jahren Tag um Tag; nur bei kaltem oder regnerischem Wetter saß er drinnen in seiner Hütte am Herdfeuer. Seine Kleidung bestand aus einer primitiven Lendenschürze und einer alten, schadhaften Wolldecke. Eine Hose hatte er in seinem ganzen Leben nicht getragen.

Ich hatte den guten Alten mit der Zeit recht lieb gewonnen und nahm auf einem Holzklötzchen, dem einzigen Sitze, den es hier gab, Platz. Umdumela drückte mir mit vielen Worten seine Freude darüber aus, daß ich endlich wieder einmal gekommen sei, ihn zu besuchen; er meinte, ich sei schon ein halbes Jahr nicht mehr bei ihm gewesen. Tatsächlich waren seit meinem letzten Besuch noch keine 14 Tage verflossen. Wie doch bei alten Leuten das Gedächtnis so schwach wird! Dann nahm er mit einem beinernen Löffelchen schön langsam und bedächtig eine Prise, wischte sich mit demselben auch die aus den Augen quellenden Tränen ab und warf sie wie unwillig hinter sich. Ich aber zog ein paar Aepfelchen, die ich mir als Proviant mitgenommen, hervor und händigte sie ihm ein. Das machte ihn erst recht gesprächig und ich hörte bei diesem Anlaß seine ganze Lebensgeschichte.

Umdumela hatte zwei Weiber gehabt, die aber beide schon längst tot waren. Seine Söhne und Töchter sind verheiratet, die meisten zogen weit fort in die Kapkolonie. Nun sitzt er, wie das ja auch in Europa so manchem Großväterchen geht, einsam und verlassen da und wartet, bis ihn der Tod von seinem Elende erlöst.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Das Aloysianum in Lohr a. M., soweit es im Jahre 1911 ausgebaut war.

Das größte Kreuz hat er an einer Schwiegertochter, die ihm den armseligen Haushalt führt. Es ist das ein häßliches, mürrisches und zankſüchtiges Geschöpf, das den guten Alten auf jegliche Weise drangsaliert. Jüngst hatte sie Amabele-Büschel, eine einheimische Hirsenfrucht, zum Trocknen vor die Türe gelegt. Umdumela sollte, auf seinem Lieblingsplätzchen sitzend, mit einer langen Gerte die Hühner davon abhalten. Stunde um Stunde tat er getreulich seine Pflicht. Da aber die Sonne immer höher und höher stieg, entsank ihm die

Gerte und er schlummerte ein, während das Federvieh, die Gelegenheit benützend, alles zerscharrte und vieles auffraß. Da kommt die Schwiegertochter vom Felde heim und sieht, was geschehen war. Gab das nun einen Auftritt, ein Schimpfen und Schelten, ein Drohen und Räsonnieren! Der gute Alte saß stillschweigend da und ließ die ganze Flut von Schimpfwörtern ruhig über sich ergehen, doch nicht wie ein Christ im Aufblick zum Himmel und der Erwartung eines besseren Jenseits, sondern als ein Heide, der eben trägt, was er nicht ändern kann.

Ich sah, der gute Alte bedürfe religiösen Trostes und sprach daher vom Himmel, wo Unkulunkulu, der Große-Große, wohne, dort oben sei unsere wahre Heimat, wo jeder Schmerz und jeder Kummer verschwinde und stets unendliche Freude herrsche. Da wurde der schwergeprüfte Greis nachdenklich, sah mich lange Zeit ernst an und sprach sodann: „Baba, wenn dem so ist, wie du sagst, dann will auch ich in den Himmel! Ja, ich will in den Himmel, wo es nur Freuden und keine Leiden mehr gibt, aber, sag mir, geht das nicht auch ohne die Taufe, von der du schon wiederholt gesprochen?"

„Nein, wer in den Himmel will, muß unbedingt zuvor die hl. Taufe empfangen."

„Aber, aber, sieh', Baba, meine Vorfahren starben alle ohne die Taufe."

„Daß diese ohne die hl. Taufe starben, war nicht ihre Schuld. Es waren damals noch keine Missionäre hier im Land, die sie hätten unterrichten und taufen können. Haben sie das Böse gemieden und das Gute getan, soweit sie es eben erkannten, so wollen wir das Beste hoffen, denn der liebe Gott ist unendlich barmherzig; anders aber steht es mit dir. Du hast jetzt die schönste Gelegenheit, dich unterrichten und taufen zu lassen. Schon hat dir der liebe Gott das Verlangen nach dem Himmel ins Herz gegeben. Drum höre auf diesen Ruf und werde Christ!"

Bei diesen Worten schaute mir Umdumela lange ins Gesicht, faßte mich sodann bei der Hand und sprach: „Ja, ich will getauft werden! Ich will in den schönen Himmel kommen. Bring das nächste Mal den großen weißen Baba (Priester) mit, auf daß er mich durch die Taufe zum Kinde Gottes mache."

Die Gnade Gottes hatte gesiegt, und der lange Zeit so harte Kopf war weich geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 25. April 1910. — Wir stehen hier gegenwärtig im Spätherbst; Mitte Mai beginnt der Winter. Vorige Woche sahen wir die Drakensberge schon mit dem ersten Schnee bedeckt. Bei uns selbst fällt nur ausnahmsweise Schnee und muß schon nach wenigen Stunden wieder weichen, in den Drakensbergen aber schneit es oft, und dann bläst ein eisigkalter Wind übers ganze Land, und die Kaffern schließen sich ängstlich in ihre Hütten ein.

Hier brennt Tag und Nacht ein lustiges Feuerchen. Jung und alt sitzt um dasselbe im Kreise herum, plaudert und raucht, schnupft und trinkt und schläft, oder schlägt sonstwie in süßem Müßiggang die kostbare Zeit tot. Nur die Weiber tun noch eine leichte Arbeit, mahlen Maiskörner oder Amabele, kochen Utschwala, reiben Maiskolben ab oder flechten Matten. Mit den schwarzen Insassen teilen auch Hunde und Katzen, Hühner und Kälber das gastliche Heim.

Ich hatte erst kürzlich wieder Gelegenheit, mich von diesem kaffrischen Kraalleben zu überzeugen. Fanane oder Hermann, wie er jetzt heißt, — ich glaube, ich habe unsern geehrten Lesern im Oktoberhefte des „Vergißmeinnicht" von ihm erzählt — war vor meine Tür gekommen und hatte mich gebeten, eine junge Frau zu besuchen, die in seiner Nähe wohne, und die oft ganz merkwürdige Anfälle habe. Hermann ist seit einiger Zeit ein ganz anderer Mensch, viel ernster und gesetzter als zuvor; auch in seiner Kleidung ist er viel reinlicher und ordentlicher als früher. Heute trug er, um die weiten Beinkleider gegen das nasse Gras zu schützen, Ledergamaschen. Kopf und Hände hatte er in einen warmen Schal eingewickelt.

Ich machte mich zu Fuß auf den Weg und hatte auf der ganzen Tour meine liebe Not, mich durch das lange Gras durchzuarbeiten, das rechts und links über den schmalen Fußpfad hing. In einem Tale traf ich einige Kaffernfrauen, die eine gewisse Sorte Gras sammelten, das zum Flechten der Körbe verwendet wird. Sie waren schon mehrere Stunden an der Arbeit und mußten zuletzt die schweren Grasbündel eine große Strecke weit auf dem Kopf nach Hause tragen. Doch sie tun das gerne und scheinen einen förmlichen Stolz darein zu setzen, recht große Lasten heben und tragen zu können. Um mehr Kurzweil zu haben, gehen bei solchem Anlaß immer mehrere Weiber zusammen; auch haben sie dann gegenseitigen Rat, Schutz und Hilfeleistung.

Die Hütte der Kranken, zu der man mich gerufen, war ringsum von einem Maisfeld umgeben. Die eigentliche Ernte findet hier im Juni statt, viele Kolben werden jedoch schon früher gepflückt, denn der Kaffer liebt den frischen Mais sehr. Er verzehrt ihn teils, wie er ihn auf dem Felde findet, d. h. roh und ohne jegliche Zubereitung, teils siedet er die Kolben oder röstet sie am Feuer. Die heurige Ernte wird nicht gut ausfallen, denn die Schwarzen mußten mit der Aussaat wegen Mangel an Regen zu lange warten. So eine Frucht bleibt dann in ihrem ganzen Wachstum zurück, und die Kolben sind vielfach noch milchig und erst halb ausgereift, wenn Mitte Mai schon die ersten Fröste kommen, worauf die Körner einschrumpfen und viel an Nährkraft verlieren. Auch ihr ganzer Feldbau läßt viel zu wünschen übrig; sie pflügen nur seicht und oberflächlich und unterlassen es, die Felder zu düngen. Wie sollten sie auch zu einem Dünger kommen? Stallfütterung kennen sie nicht; das Vieh geht vielmehr Sommer und Winter im Freien auf die Weide. Nur zur Nachtszeit treiben sie es in die Isibaya, eine primitive Umzäunung. Hier liegt freilich der schwarze, reine Kuhdünger oft schuhtief, denn sie benützen keine Streu, allein er bleibt hier jahrelang nutzlos liegen. Um ihn auf ein entferntes Feld zu schaffen, fehlt dem Kaffer in der Regel der Wagen, und liegt das Ackerland auch in nächster Nähe, so bleibt es dennoch ungedüngt, denn es fehlt dem schwarzen Eigentümer an der nötigen Energie und Arbeitslust.

Nachdem ich auf dem Maisfeld eine kleine Umschau gehalten hatte, trat ich in die Hüte ein. Sie war so voll von Rauch und Qualm, daß ich anfangs kaum ein Auge aufmachen konnte. Endlich vermochte ich die einzelnen Personen von einander zu unterscheiden. Ich fand da Christen und Heiden in friedlichem Vereine beisammen. Den Vorsitz führte eine Frau, die wohl schon ihre 80

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jahre zählen mochte. Ihre Haare waren schon stark ergraut, was beim Kaffer immer auf ein hohes Alter schließen läßt, und ihr Gesicht voll tiefer Runzeln; die Zunge dagegen war noch so frisch und geläufig, daß man davor einen gehörigen Respekt bekam. Sie fragte und erzählte, plauderte und kommandierte, als gelte es nicht nur einen einzelnen Kraal, sondern ein ganzes Land zu regieren.

Ich fragte, wo denn die Kranke sei, zu der man mich gerufen. Diese saß mit einem Kinde im Arme

Gabeliger Aloe-Baum überm Tale vom Umlazi bei Mariannhill. Eine der 34 Aloe-Arten Südafrikas.
(An dessen Fuße die beiden Patres Pius und Alexander.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

still und bescheiden im Hintergrunde der Hütte. Die Körperwärme war normal, der Puls ging regelmäßig, ihre Gesichtszüge dagegen waren gelb wie Wachs. Man sagte mir, die Frau falle oft in Ohnmacht und gerate außer sich; man pflege dann kaltes Wasser über sie hinunterzugießen; das bringe sie wieder zu sich. Ich konnte nicht klar werden, was ihr eigentlich fehle, war es eine Art Epilepsie oder nur eine eigentümliche Nervenschwäche? Von einer Taufe des Weibes kann vorläufig auch keine Rede sein, denn sie ist die zweite Frau ihres noch heidnischen Mannes. Sie macht sonst einen guten Eindruck und ich glaube, sie könnte leicht fürs Christentum gewonnen werden. Nun, wir wollen sehen, was die Zukunft bringen wird.

Heute fand ich auch wieder den Mann, der sich durch einen gefährlichen Fall eine tiefe, lange Wunde am Schienbein zugezogen hatte. Die Wunde war noch nicht heil. Er hatte sie falsch behandelt, indem er eine schmutzige, unreine Kaffernmedizin darüberschmierte, worauf sich das Uebel über das ganze Bein verbreitete. Er saß ganz traurig und niedergeschlagen vor seiner Hütte und klagte, daß er nicht mehr zur Kirche und zum Unterricht gehen könne. Ich verwies ihm seine verkehrte Heilmethode und riet ihm, von den Aloestauden, die in nächster Nähe wuchsen, ein Blatt abzuschneiden und die Wunde damit einzureiben; ein zweites, mitten durchschnittenes Blatt möge er auf die Wunde legen. Er tat so, und ich bin überzeugt, daß er in wenigen Tagen vollständig geheilt ist.

Emaus, den 28. April 1910. — Unser Missionär, der Hochw. P. Ivo Hohmann, mußte heute eine kranke Kaffernfrau in ihrer Hütte Beicht hören. Er erzählte mir, welche Not er dabei gehabt habe, um sich verständlich zu machen, denn es sei in der Hütte ein Kalb angebunden gewesen, das beständig blöckte. Später wollte er der Kranken die heilige Kommunion bringen, allein es fand sich in der ganzen Hütte weder ein Tisch noch Schemel oder Stuhl, worauf er das Allerheiligste hätte stellen können. Endlich machte er noch ein Stück Holz ausfindig, das ihm als Tischchen dienen mußte. Die Leute sind hier wirklich sehr arm. Zum Glück wissen sie es vielfach gar nicht; denn sie leben so einfach, daß sie im Vergleich zu uns Weißen hundert Bedürfnisse gar nicht haben. Wir meinen ohne Bett, Tisch und Stuhl, ohne Hemd und Rock, ohne Teller und Löffel usw. gar nicht leben zu können. In den Augen des Kaffern dagegen sind das die reinsten Luxusgegenstände, die sich bloß ein gut situierter Mann leisten kann. Von ihnen könnte selbst der Ordensmann, der doch die heilige Armut gelobt, noch vieles lernen.

Ein Gnadentag

Von Schw. Amata Wörmer, C. P. S.

Citeaux. — Mit Sehnsucht erwarteten wir alle das schöne Fest Maria-Himmelfahrt; sollten doch an diesem Tage mehrere unserer Schulkinder, sowie einige Erwachsene zur ersten heiligen Kommunion geführt werden. Unser Hochw. P. Missionär gab sich alle Mühe, sie möglichst gut auf den „großen Tag" vorzubereiten und hielt zuletzt noch zweitägige Exerzitien für die glücklichen Erstkommunikanten.

Ein paar alte Weiblein hatten sich schon einige Wochen zuvor bei uns einquartiert, um ja alles recht gut „lernen" zu können. Als ich einmal die Bemerkung fallen ließ, sie sollten vor allem durch eine recht gute heilige Beichte ihr Herz reinigen, meinte die eine derselben, sie sei schon alt und habe keine Sünden mehr, sie laufe nicht mehr viel herum, um an Trinkgelagen teilzunehmen, lebe mit keinem Menschen in Feindschaft und bete viel. Ja, manchmal bete sie so laut, daß ihre heidnischen und protestantischen Angehörigen unwillig fragten, was denn heute diese römische Christin wieder habe, sie aber entgegnete ihnen dann, daß sie nur der Freude ihres Herzens Ausdruck geben wolle. . . . Weniger selbstgerecht und zuversichtlich war ihre Freundin; sie entgegnete: „Du redest unklug, wir alten Leute haben auch noch mancherlei Fehler, am öftesten versündigen wir uns mit der Zunge; diese aber soll jetzt zwei Tage lang ganz still sein!" —

Während sich die einen geistiger Weise auf den hohen Festtag vorbereiteten, sorgten die anderen für den nötigen äußeren Schmuck. Der nahe Urwald lieferte in Fülle schönes, frisches Grün, und so prangte unser bescheidenes Kirchlein, sowie die Schule bald im schönsten Feststaate. Auch für die glücklichen Erstkommunikanten war schnell alles bereit; unsere Kinder sind genügsam und nehmen mit allem vorlieb. In letzter Stunde kam noch ein armes Weiblein, das ebenfalls zu den Erstkommunikanten zählte, und jammerte: „O Schwester, was soll ich denn an meinem Ehrentage anziehen? Ich habe ja kein Sonntagskleid; schenk' mir doch eines!" — O wie gern hätte ich dem guten Weibchen geholfen, allein auf der ganzen Station fand sich nichts Passendes vor, das ich ihr hätte schenken können. Da trat eines unserer Marienhausmädchen als Nothelferin ein und lieh ihr für den einen Tag das eigene Sonntagskleid.

In meiner Heimat herrscht die schöne Sitte, daß wohlhabende Leute alljährlich ein armes Kommunionkind kleiden. Gewiß ein schönes Liebeswerk; aber auch im fernen Afrika gibt es Kommunionkinder und zwar recht arme. Wer will eines derselben kleiden? Es braucht da nicht diesen Aufwand, wie in Europa; denn für manches arme Weibchen ist ein einfaches Kattunkleid schon das schönste Festgewand. Die Schulmädchen gehen allerdings auch hier am ersten Kommuniontage weiß, aber auch dieses Kleidchen ist so schlicht und einfach als möglich und wird im Vestiarium sorgfältig für die nächste Kommunionfeier aufgespart, sodaß es im Laufe der Jahre vielleicht zehn bis zwölf Kindern als „Ehrenkleidchen" dienen muß. Wie glücklich würden wir uns schätzen, wenn wir fürs kommende Jahr zu genanntem Zweck einige Stoffreste geschenkt bekämen! Für die Herstellung der Kleider würden wir Schwestern schon selber sorgen; seitens der beschenkten Kinder aber gäbe es für den edlen Wohltäter oder die opferwillige Wohltäterin gewiß manch' inniges Gebet und ein gar herzliches „Vergelt's Gott", zumal am ersten Kommuniontag, an dem so ein Gebet sicher doppelt und dreifach wirksam ist.

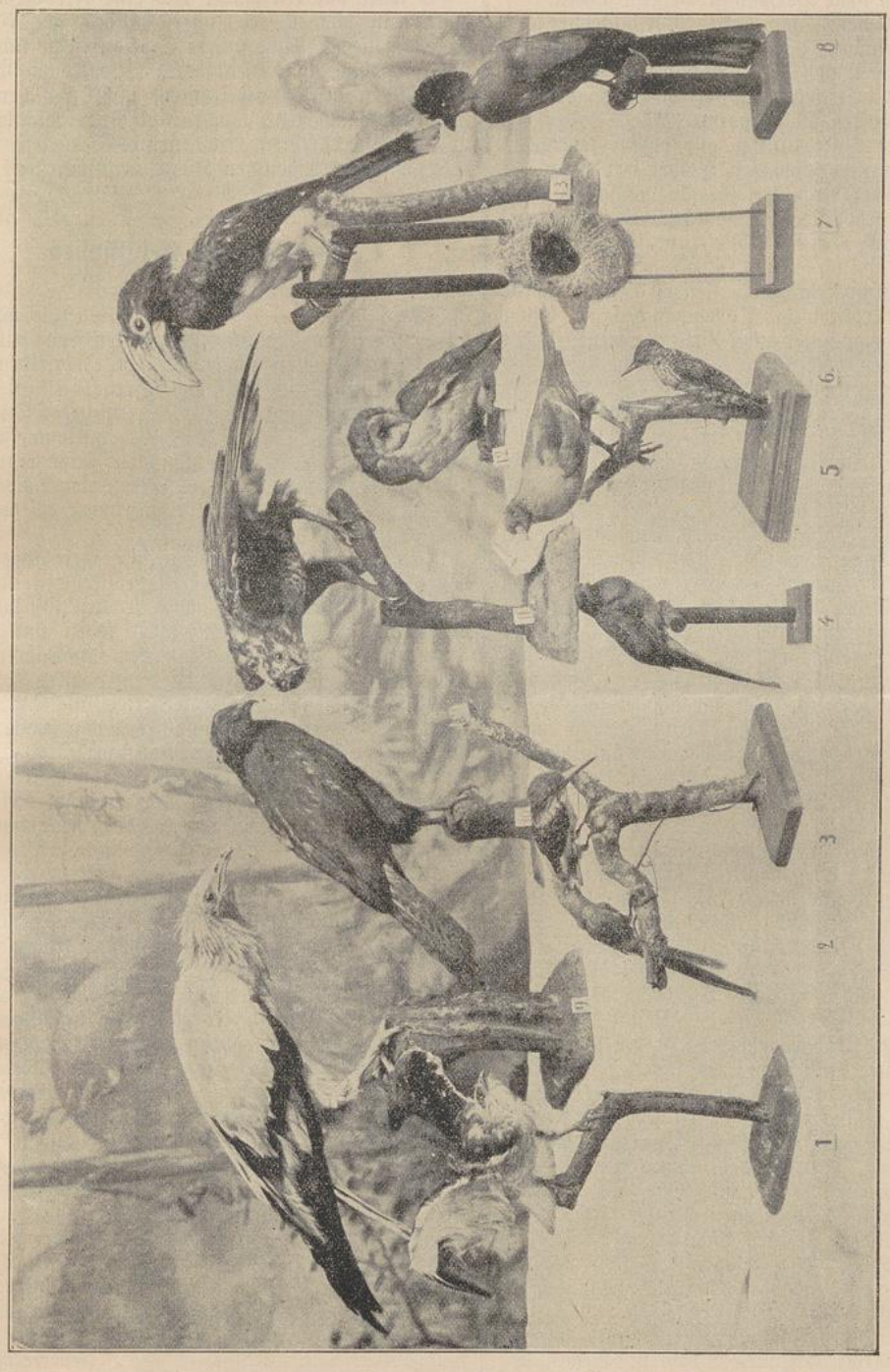
Nun zurück zum hohen Festtag selbst! Daß es an jenem Morgen keinen Langschläfer gab, versteht sich von selbst. Auch von auswärts kam eine Menge schwarzen Volkes herbei, um Zeuge der schönen Feier zu sein. Gegen 10 Uhr wurden die Erstkommunikanten in feierlicher Prozession von der Schule zur Kirche geleitet. Zuerst war eine ergreifende Ansprache, dann Erneuerung der Taufgelübde, woran sich die heilige Messe mit feierlichem sakramentalen Segen schloß. Bei der darauffolgenden Danksagung wurde ganz besonders auch der lieben Wohltäter gedacht.

Inzwischen war im Schullokale ein bescheidenes Mahl hergerichtet worden. Den glücklichen Auser-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wählten wollte es heute nicht recht munden, sie hatten geistige Speise empfangen, dagegen gedachten sie der lieben Angehörigen im armen Kraal; nur allzu gerne hätten sie für diese etwas mitgenommen. Die Erlaubnis wurde natürlich mit Freuden gegeben, bekundete doch die bescheidene Bitte einen recht schönen, wahrhaft christlichen Sinn.

Nur allzu schnell ging der schöne Tag zu Ende, möge er den Erstkommunikanten in schöner Erinnerung bleiben für immer, und möge diese ihre erste heilige Kommunion einst gekrönt werden mit einer recht frommen, würdigen Kommunion auf dem Sterbebette!



Aus der südafrikanischen Vogelwelt.

Nr 1. Silberfalke. 2 u. 3. Eisvogel (Kingfisher). 4. Mariva Trogon. 5. Waldtaube. 6 Specht. 7. Rast der Rohrdommel. 8. Blue Lori. 9. Schmutzgeier. 10. Bussard. 11. Natal-Sperber. 12. Eule (Käuzchen). 13. Nashornvogel.

Bitte um Glocken

Maria-Ratschitz. — Am 20. August 1911 hatten wir in unserer neuen Missionskirche die Feier der ersten heiligen Kommunion. Es waren 57 Erstkommunikanten beiderlei Geschlechtes, kleine und große. Beim Anblick der vielen Kleinen, die noch im ungetrübten Glanze der

Taufunschuld gar demütig und sittsam, ohne ein Auge aufzuschlagen, dem Tische des Herrn sich nahten, wurden viele Augen feucht, und so mancher der gerührten Zuschauer faßte wohl neue Vorsätze fürs eigene Leben.

Am 8. September, am Feste Mariä-Geburt, erklangen zum erstenmale von der Orgelbühne herab die Töne unseres neuen, von edlen Wohltätern geschenkten Harmoniums. An dritten Sonntag im September, am Feste der schmerzhaften Muttergottes (Mater dolorosa), hielten wir unser Patrozinium mit einem feierlichen Hochamt, wobei unsere schwarzen Kinder mit einer Begeisterung und einer Präzision ihre Lieder sangen, daß es selbst einem europäischen Sängerchore noch Ehre gemacht hätte. Nur eines fehlte zum schönen Feste: die Glocken.

Der schöne Turm steht jetzt vollendet da. Er wurde ganz von unsern Brüdern und Schwarzen gebaut. Einer der Brüder — es war unser guter Bruder Cletus, — der den Bau der Kirche vollendet und auch den Turm bis zur halben Höhe gebracht hatte, ging inzwischen ins bessere Jenseits hinüber. Als Ersatz für ihn kam vom Mutterhause her Bruder Seraphim, der ihn mit Hilfe unserer schwarzen Maurer und Steinhauer auch glücklich vollendete. Leider ist der neue Turm noch stumm und leer. Jüngst fand ich ein protestantisches Weibchen darin, — denn auch die benachbarten Protestanten haben großen Respekt vor der neuen Kirche und dem Turm; — das gute Mütterchen lag auf den Knieen und schaute mit hocherhobenen Händen beständig nach oben. Auf die Frage, was sie denn da wolle, entgegnete sie: „Ich will nichts; ich wollte nur schauen, was denn da droben ist."

Leider ist da droben noch alles leer, und doch sind geweihte Glocken für eine Mission von unschätzbarem Wert. Selbst auf die Protestanten und Heiden macht die eherne Glockenstimme einen mächtigen Eindruck, und mehr als einer fühlt sich dadurch bewogen, sich unserer Kirche zu nähern. Der Schlechte und absichtlich Ungläubige allerdings haßt die Glocken. Das habe ich einmal auf unserer Missionsstation Lourdes, in der Kapkolonie, erfahren. Ich hatte dort im Ibisital unter vielen Mühen und Opfern eine neue Außenstation gegründet; allein der Katechet, den ich dorthin sandte, geriet nicht selten in förmliche Lebensgefahr, so sehr haßten ihn die dortigen Protestanten und Heiden; allein mit Gottes Hilfe kamen wir doch vorwärts. Eines Tages kam von Mariannhill her eine Glocke — hochherzige Wohltäter hatten sie uns aus Europa geschickt, — die ließ ich in der neuen Station aufhängen und läuten. War das eine Freude und ein Dank bei allen Gutgesinnten! Sie wurde nicht nur geläutet, wenn ich allmonatlich dorthin zur heiligen Messe und zum Unterrichte kam, sondern tagtäglich morgens, mittags und abends zum „Engel des Herrn." Das dauerte aber nur kurze Zeit, denn die Ungläubigen und alle Bösgesinnten kamen, so oft sie die geweihte Glocke hörten, in solche Wut, daß wir aus Klugheitsrücksichten das Läuten wieder einstellen mußten. Nach und nach fingen wir aber doch wieder zu läuten an, und jetzt nimmt die dortige Mission einen recht erfreulichen Fortgang. Aehnliche Beispiele könnte ich aus meinem Missionsleben noch viele anführen. Gewiß, wer eine Glocke spendet, wirkt zum Segen und Gedeihen einer Mission mächtig bei.

Wer von unsern geehrten Wohltätern will nun der Ratschitzer Mission zu einem würdigen Geläute verhelfen, oder wenigstens ein Scherflein dazu beitragen? Ich brauche nicht zu erwähnen, welch' großen geistigen Gewinn sich jeder dadurch sichern würde für Zeit und Ewigkeit. Unsere ganze Missionsgemeinde wird fleißig für die Wohltäter beten und ihrer speziell bei der heiligen Messe durch eigene Gebete gedenken.

O wäre das ein Jubel und eine Freude, wenn in Bälde ein schönes, feierliches Geläute am Hlatikulu-Berg, an dessen Fuße unsere Station liegt, sich brechen und ringsum ein tausendfaches Echo wecken würde in den Herzen aller Gutgesinnten, nicht nur der Katholiken, sowie auch jener Heiden und Andersgläubigen, die nur noch des letzten Gnadenrufes bedürfen, um sich vollends unserer heiligen Kirche anzuschließen! —

P. Apollinaris Schwammberger, R. M. M.

Treubesorgte Gehilfinnen.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Czenstochau. — Anfangs Juli 1911 hatten wir unsere jährlichen Exerzitien. Es waren Tage stiller Einkehr ins eigene Herz und am Schlusse derselben fühlten wir uns alle neugestärkt in unserm heiligen Berufe. Dem Herrn sei Dank dafür! Herzinnigsten Dank sagen wir auch unserm vortrefflichen Exerzitienmeister, dem Hochw. P. Damasus, der uns durch seine ergreifenden Vorträge zu neuen Arbeiten, Gebeten und Opfern für das große Werk der Heidenmissionen zu begeistern wußte.

Als wir Schwestern nach fünftägiger Abgeschlossenheit wieder zu unsern Kindern zurückkehrten, liefen uns dieselben jubelnd entgegen und freuten sich ungemein, daß wir nun wieder mit ihnen reden und arbeiten konnten. Die guten Kinder hatten sich während dieser Tage prächtig gehalten und verdienten alles Lob. Speziell die Marienhausmädchen hatten alle Arbeiten der Schwestern übernommen, und jedes von ihnen war bemüht, seinen Dienst aufs treueste zu versehen. In ihrem Eifer standen sie schon um vier Uhr morgens auf und begaben sich an die Arbeit. Der Tisch im Refektorium war jedesmal sorgfältig gedeckt, alles war fein aufgeräumt und es fehlte nicht das Geringste. Das Vieh im Stall, die Hühner, die Enten, kurz alles wurde treu verpflegt, und als die Schwestern von den Exerzitien zurückkehrten, fanden sie jedes Arbeitslokal schön aufgeräumt und Schule und Küche blitzblank geputzt. In der Küche vertrat eine junge schwarze Frau, Namens Ambrosia, mit Hilfe einiger Marienhausmädchen die Stelle der Schwester Sperata. Es ging alles prächtig, nur das Salzen und Würzen der Speisen getrauten sie sich nicht vorzunehmen, da mußte wieder die Schwester eingreifen, denn die Kinder fürchteten, sie könnten hierin den Geschmack der Weißen nicht ganz treffen und möchten in ihrem Eifer wohl des Guten zu viel tun.

Zwei andere Marienhausmädchen, Maria und Antonette, besorgten das alte mit Stroh bedeckte Häuschen, worin sich die Exerzitiantinnen während der freien Zeit aufhielten. Es steht ganz in der Nähe der Kirche und wird sonst als Nähzimmer benützt; für diese Tage aber war es von unserer ehrw. Schw. Oberin, Schw. Rosa, zu genanntem Zweck überlassen worden. Es war ziemlich kalt, denn der afrikanische Juli entspricht dem europäischen Januar, doch, welch' eine Ueberraschung, — das kleine Oefelchen, das darin steht, war jeden Tag geheizt, und die guten Kinder achteten sorgfältig darauf, daß das Feuerchen ja nicht ausging.

Eine gewisse Ludovika, ein gutes, fleißiges Kind, das viel auf Ordnung und Reinlichkeit hält, hatte den Schweinestall übernommen. Als ihr die Schwester bei der Rückkehr unwillkürlich ihre Anerkennung darüber

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aussprach, daß alles so proper und rein, und die Tierchen fast besser genährt seien, als zuvor, entgegnete sie treuherzig: „O ich habe alle Kartoffelschalen und sonstige Speisereste überall mühsam zusammengesucht, damit ihnen ja nichts abginge." — „Ein kleines Schweinchen war vorher krank, und nun ist es, wie ich sehe, ganz munter und gesund!" — „Dem hab' ich das Futter wie einem kleinen Kinde eingegeben!" —

So bemühte sich jedes Mädchen, seinen Dienst aufs Pünktlichste zu versehen. Als wir am letzten Tage nach Schluß der Exerzitien zum Frühstück ins Refektorium kamen, fanden wir dasselbe frisch aufgewaschen, und Sophie, die schwarze Refektoriumsdienerin, hatte als besonderen Schmuck lange weiße Handtücher als Tischläufer ausgebreitet. Auf die Frage, warum sie den Tisch so schön „weiß" gedeckt, erwiderte sie lächelnd: „Ich wollte ihn so weiß wie eure Herzen machen; hätte auch gern ein großes weißes Tischtuch gehabt, allein wir hatten keines und die Schränke getraute ich mir nicht zu öffnen, darum nahm ich die Handtücher und breitete sie in der Mitte aus. Auch nach Blumen habe ich gesucht, konnte aber keine finden, denn es ist ja Winter."

So eine edle Gesinnung freut uns immer doppelt, denn sie ist zugleich der beste Beweis, daß das Christentum und echte Kultur in den Herzen unserer Zöglinge Wurzel geschlagen. Sehr schön war es auch, daß die Kinder während dieser Tage sich so still und ruhig verhielten. Keines wollte die weihevolle Stille der Exerzitien stören und darum sprachen sie mit einander nur leise und flüsternd. Nach den Exerzitien aber lautete die erste Bitte, die mir Heriberta, unsere schwarze Hilfs-Lehrerin, vortrug: „Schwester, teile mir auch etwas mit von dem geistlichen Gnadenschatze, den du in diesen Tagen gewonnen." Ich gestehe, ich war durch diese Worte tief gerührt. „Geistlicher Gnadenschatz", hätte sich das gute schwarze Mädchen noch schöner und verständiger ausdrücken können?

Die anwesenden Schwestern aber bestürmten mich einhellig mit der Bitte: „Schwester Engelberta, das müssen Sie alles ins „Vergißmeinnicht" schreiben, wie glücklich wir sind, wie gerne wir der Mission dienen und wie lieb uns unsere schwarzen Kinder haben!" Dabei wußte jede etwas zu erzählen und den Fleiß und die Pflichttreue ihrer schwarzen Vertreterin während der Exerzitien zu rühmen. Ich habe es getan und wünsche nur, daß unsere geehrten Leser und Leserinnen auch ihre Freude daran haben.

Zum Schlusse noch eine Frage: Hast du auch schon einmal die geistlichen Uebungen oder Exerzitien mitgemacht? Wo nicht, so tue es bald! An Gelegenheit hiezu

Herr, du bist unsere Zuflucht für und für! Von J. Sant.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wird es dir bei gutem Willen kaum fehlen. Glaube mir, du wirst es nicht bereuen, denn du wirst dabei einen „großen geistigen Gnadenschatz" finden!

Eine Bekehrung auf dem Sterbebette.

Vom Hochw. P. Bernard Huß, R. M. M.

Keilands. — Sonntag (20. August) schrieb mir unser Katechet, ich möchte nach dem Gottesdienst seinen alten Vater, den Gcaleka Chief Saliwa, besuchen und einen letzten Versuch machen, ihn zu taufen, da er schwer krank sei. Er selbst habe in aller Frühe, bevor er nach der Filiale Sabalele wegritt, seinen Vater zur Taufe zu bewegen gesucht, aber vergebens.

Der alte Chief Saliwa Ngwenya hat im Jahre 1895 der katholischen Kirche Eingang in die Transkei verschafft, indem er in seiner Keilands gegenüberliegenden Lokation die PP. Jesuiten *) Kirche und Schule bauen ließ. Er war der katholischen Kirche immer gut gesinnt, ließ viele seiner Kinder, Enkel und Urenkel taufen, darunter auch seinen erstgeborenen Sohn Joachim, der 1903 katholisch starb; er selbst aber wollte nie etwas von der Taufe wissen. Die PP. Jesuiten, sowie auch wir hatten bis auf die letzte Zeit mit allen Kräften daran gearbeitet, den alten Saliwa zur Taufe zu bewegen, aber immer umsonst.

So ritt ich denn am genannten Tage nach dem Gottesdienst hinüber zur Residenz des alten Chief. Sein Enkel, der junge Chief Herman, setzte den Kranken von meiner Ankunft in Kenntnis, und da ich keine Zeit zu verlieren hatte, redeten wir beide gleich dem Alten zu, er möchte sich jetzt endlich taufen lassen.

Doch Saliwa sagte, er wolle dahingehen, wo auch die andern Heiden hingegangen seien. Wir fuhren fort, ihn zu bestürmen, er möge jetzt den letzten Moment der Gnade nicht verpassen. Saliwa beschied mich auf den folgenden Tag: „Morgen oder später, aber nicht heute," war seine Antwort! Es stand klar vor meinen Augen, daß der böse Feind den Chief, ein so starkes Bollwerk des Heidentums, nicht so leicht zu räumen gesinnt sei, und so nahm ich alle Kraft zusammen zu einer letzten, langen und kräftigen Ansprache. Ich stellte ihm vor, wie sehr die PP. Jesuiten und wir selbst ihm uns verpflichtet halten, indem er die Transkei der katholischen Kirche eröffnete, viele seiner Kinder, Enkel, Urenkel und Stammesgenossen seien infolgedessen katholisch geworden, so manche aus ihnen seien schon im Himmel, — er selbst möchte im letzten Augenblicke die Gnade Gottes nicht verstoßen, den großen Lohn, der seiner warte, nicht vertauschen mit der ewigen Verwerfung.

Als ich geendet, schlug Saliwa die Decke über den Kopf, und es entstand eine lange Pause, die ich benützte, um mit aller Inbrunst den armen Mann der Gnade und Barmherzigkeit Gottes anzuempfehlen. Herman (der Enkel) ergriff jetzt das Wort und bat seinen Großvater rührend und flehend, er möchte doch meine Worte zu Herzen nehmen und sich dem lieben Gott ergeben. Saliwa aber sprach: „Ich habe alles gehört," und wiederum entstand eine lange Pause. Der alte Chief mußte wohl einen recht schweren Kampf mit sich selbst gekämpft haben, bis er auf einmal zu allem sich bereit erklärte und völlig umgewandelt war. Ich begann sogleich den Taufunterricht und taufte ihn auf den Namen des Tagesheiligen (St. Bernard). Der Tod schien noch nicht nahe, doch die ersten Sonnenstrahlen des folgenden Tages fielen auf die Leiche des alten Chief. Am Abend zuvor hatte er angeordnet, man solle ihn nicht, wie die Heiden im Viehkraal, sondern an einem andern bestimmten freien Orte begraben; auch verbat er sich ausdrücklich die heidnischen Gebräuche, die Totenklage, das Niederreißen der Hütte, in der er sterben werde usw. —

Wenn es noch Wunder der Gnade gibt, so hat man hier ein handgreifliches vor Augen. Die nötigen Bedingungen eines solchen waren vorhanden: Werke der Barmherzigkeit seitens des alten Saliwa, sowie zahllose und jahrelange Gebete der Lebenden und Toten für ihn!

*) Die Mission im Keiland wurde bekanntlich von den Jesuitenvätern im Jahre 1884 gegründet und im Jahre 1908 in hochherziger Weise deutschen Mariannhiller Mission überlassen. Anm. d. Red.

Schlangen im Strohsack.

Eines schönen Morgens mähten wir einen Rasenstrich ab und ließen das Gras trocknen, um eine Anzahl von Strohsäcken frisch zu füllen. Das gute Wetter hielt an und gar bald war aus dem geschnittenen Gras duftendes Heu geworden. So machten wir uns an die Arbeit, füllten die Säcke und trugen sie ins Vestiar zurück. Tagsdarauf gingen wir daran, die Strohsäcke zuzunähen und ich wollte eben das Heu im Innern des letzten Sackes gleichmäßig verteilen, da stieß meine Hand auf etwas, was kein Heu war. Ich hatte den Schweif einer Schlange berührt und eben so schnell wieder losgelassen. Das Tier aber hatte sich rasch umgewendet und sah mich mit feurigen Augen an. Man reichte mir ein Stück Eisen und ich schlug mit demselben nach allen Richtungen auf den Strohsack los, aber es half nichts; die Schlange hatte sich in der Tiefe verkrochen. Nun leerten wir den Strohsack völlig aus. Das Reptil kam zum Vorschein und unsere Buben machten demselben ein schnelles Ende.

Ein zweites Mal ereignete sich etwas ganz Aehnliches. Wir hatten wieder Gras zu gleichem Zwecke geschnitten und zwar an derselben Stelle. Doch diesmal war das Wetter nicht so günstig. Starker Regen trat ein und wir mußten das Gras in Haufen tun. Als nach einigen Tagen die warme Sonne vom Himmel wieder niederschien, gingen wir hinaus, um das Gras auszubreiten. Ich hatte eben einen Bündel von einem größeren Haufen abgenommen, da sah ich gerade zu meinen Füßen den Schweif einer Schlange. Mit meinem Skapulier faßte ich an und wollte das Tier herausziehen; aber die Schlange war eingezwängt und so riß der Schwanz ab. Ich versuchte es ein zweites Mal und hatte ein zweites Stück in den Händen. Unterdessen hatte man einen Stock gebracht. Endlich gelang es mir, die ganze Schlange herauszuziehen, die trotz des Verlustes zweier Schwanzstücke noch immer beträchtlich lang war. Sie war bereits tot, doch ihr Leib zuckte noch, und selbst die beiden Schweifchen sprangen umher! Das Strohsackfüllen erwies sich also als eine lebensgefährliche Arbeit.

Br. Hyazinth.

Ein Notruf aus Triashill.

Von Br. M. Kassian, R. M. M.

Unsere Missionsstation Triashill in Rhodesia arbeitet mit großem Segen unter den Schwarzen Afrikas. Von allen Himmelsgegenden drängen sich Heiden, zumal die jüngeren Leute, zum Unterrichte herbei, sodaß in der kurzen Frist von kaum zwei Jahren schon die Gründung mehrerer Außenstationen notwendig wurde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

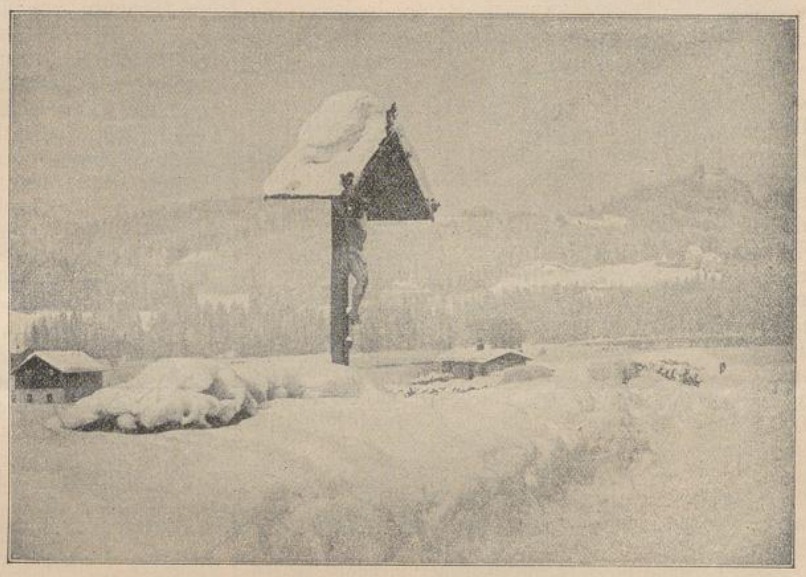
Schüler und Katechumenen haben wir gottlob genug, sonst aber herrscht Armut und Not an allen Enden und Ecken.

Infolge der schlechten Witterung ist die Hälfte der Feldfrüchte verdorben, und somit herrscht im ganzen Lande großer Mangel an Nahrungsmitteln. Gegen 600 Kinder besuchen unsere Tagesschulen. Die meisten von ihnen kommen Morgens nüchtern hieher, wohnen dem Unterrichte bei und kehren erst gegen Abend heim, um dann zum ersten- und letztenmale im Tag etwas Weniges zu genießen. Bleibt bei uns einmal ein Teller voll Bohnen übrig und trägt ihn der Bruder vor die Türe, so fallen hundert Hände darüber her, und jeder schätzt sich glücklich, der nur ein einziges Böhnchen erobern konnte. Ja, der Hunger ist ein böser Gesell! —

Nicht viel besser steht es mit der Kleidung dieser Kinder. Es schneidet einem ordentlich ins Herz, wenn man diese hungrigen Kinder gar so ärmlich und schlecht gekleidet daherkommen sieht. Manche haben ja kaum so viel, um ihre Blöße anständig zu bedecken. Schon oft dachte ich mir, wäre doch einer unserer Wohltäter oder eine hochherzige Wohltäterin aus Europa oder Amerika zugegen und könnten sie diese armen Kinderchen sehen, wie sie einen mit ihren unschuldigen Augen so bittend und treuherzig ansehen, als wollten sie sagen: „Schenk mir ein Kleidchen und gib mir zu Essen! Der liebe Gott wird es dir vergelten!“ O gewiß würde da manch' opferwillige Seele schnell einige Stoffrestchen zusammensuchen und hieher schicken, damit unsere Schwestern daraus wenigstens für die ärmsten dieser schwarzen Kleinen ein paar Kleidchen machten, und würden wohl auch einige Groschen beilegen, daß die Kinder auch Brot hätten und sich wenigstens einmal im Tag gehörig satt essen könnten. Das wäre auch eine Weihnachtsgabe, welche das liebe Christkind jedenfalls reichlich segnen würde.

Armut und Not herrscht auch in Bezug auf unsere Kirchen und Wohnungen. Schon an einem gewöhnlichen Sonntag muß fast ein Drittel der Kirchenbesucher draußen, im Freien, stehen bleiben. Kommt aber eine besondere Festlichkeit, wie eine große Taufe, die Feier der ersten hl. Kommunion usw., so sind die heiligen Räume viel zu klein, um auch nur die Hälfte dieser schwarzen Neubekehrten und Katechumenen aufzunehmen. Das ist dann auch ein Opfer, wenn die guten Leute oft einen Weg von drei bis vier Stunden und darüber zur Kirche machen, und dann, wenn sie ankommen, vom eigentlichen Gottesdienste so viel wie nichts sehen und von der Predigt kaum ein Wort vernehmen. Es soll jetzt eine größere Kirche gebaut werden, denn die alte Kapelle ist nicht nur viel zu klein, sondern hat auch ein so schadhaftes Strohdach, daß bei Regenwetter das Wasser an den Wänden herunterläuft. Ich selbst bin als Maurer schon seit Mitte Juni hier, allein ich kann mit der Arbeit nicht anfangen, denn es fehlt noch alles und jedes, was zu einem Bau nötig ist.

Der Hochw. Abt von Mariannhill war zuerst geneigt, den hiesigen Schwestern eine bessere Wohnung zu bauen, denn sie wohnen zu sechs in einem einzigen kleinen Raum, der nur zwei Fensterchen hat. Dies ist ihr Wohn-, Eß- und Schlafzimmer, kurz alles zugleich; allein sie sagten, sie wollten sich gerne noch länger gedulden, wenn nur an erster Stelle eine ordentliche Kirche gebaut würde. Wir selbst sind übrigens auch nicht besser daran. Als „Speisesaal“ dient z. B. den beiden hochverdienten Missionspriestern und uns fünf Laienbrüdern ein runder Kraal, so eng und klein, daß wir uns kaum darin rühren können. An der Seite ist ein kleines Fensterchen angebracht, und selbst dieses wird durch das herabhängende Strohdach halb verdeckt. Schreiber dieser Zeilen sitzt gegenwärtig auf einem Kistchen, das ist sein Stuhl, während ihm ein zweites Kistchen als Tisch und Schreibpult dienen muß.



Das Kreuz im Schnee.

Wo möglich noch ärmer sieht's auf den hiesigen Nebenstationen und Katechesenstellen aus. In St. Barbara z. B. gehen 190 Kinder in die Schule, allein man sieht darin keine einzige Bank, ebenso wenig in der Kirche; klein und groß sitzt da auf dem Boden. Ich suchte nach einem Kreuzweg, fand aber keinen. Der Altar ist aus Stecken hergestellt, und ein Kistendeckel dient als Altartisch. Noch sonderbarer ist die Glocke! Man hat nämlich in Ermangelung eines Glöckleins eine alte Hacke, deren Stil abgebrochen war, vor der Schule aufgehängt. Darauf wird nun mit einem Steine gehämmert, zum Zeichen, daß die Schule oder der Gottesdienst bald beginnen soll. Welche Wohltat wäre da ein Glöcklein! Aehnlich sieht es auf den übrigen Nebenstationen in St. Anton, St. Kassian, St. Joseph, St. Paul usw. aus. Auch da hört man das ganze Jahr hindurch kein Glockenzeichen. Wäre es nicht eine wahre Predigt für die schwarzen Neubekehrten und Ketechumenen, wenn Morgens, Mittags und Abends zum „Engel des Herrn“ geläutet würde?

Einmal arbeitete ich vier Wochen lang in „St. Barbara“, wo bekanntlich unser Bruder Flavian als eifriger Katechet und Lehrer tätig ist. Gleich am ersten Abend bot er mir in generöser Weise seine Lagerstätte an,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

während er selbst auf Säcken am Boden schlafen wollte. Nach einigem Sträuben nahm ich das Anerbieten an, doch wie ich mich auf das aus ein paar Dutzend Stecken kunstvoll fabrizierte Gastbett niederlegen will, geht die ganze Geschichte krachend auseinander, und ich liege schön demütig am Boden. Doch so ein Unglück läßt sich verschmerzen.

Ich will nun schließen, denn um alle Not in Triashill und seinen Missionsstationen zu schildern, müßte ich noch manchen Briefbogen verschreiben. Helfet uns, teure Wohltäter und Wohltäterinnen! Auf euch sind unsere Blicke gerichtet. Jede, auch die geringste Gabe, die ihr aus Liebe zu Gott für unsere arme Mission spendet, wird euch vom Herrn tausendfach vergolten werden für Zeit und Ewigkeit. — Gottes Segen geleite diese meine schlichten Zeilen und lasse sie in die Hände recht vieler guter und opferwilliger Leute kommen!

Regenfall in Südafrika.

§ Mariannhill, 4. Oktober 1911. — Nach einer langen Trockenheit — fielen doch in den letzten vier Monaten nur 5 Zentimeter Regen — hatten wir vom 30. September bis zum 2. Oktober einen sündflutartigen Regen. In diesen zwei Tagen regnete es hier 33 Zentimeter. In der gleichen Zeit fielen in Durban 39 Zentimeter, in Hilary (2½ Stunden von Mariannhill) 42 Zentimeter. Im Bezirk Viktoria County fiel jedoch die ungeheure Menge von 64 Zentimetern und in Verulam sogar rund 70 Zentimeter. Diese schweren Regen gehören in Natal nicht zu den großen Seltenheiten. So fielen z. B. in Mariannhill am 18. April 1908 ebenfalls nahezu 33 Zentimeter und am 31. Mai 1905 in einer einzigen Nacht in 10 Stunden sogar 35 Zentimeter. Dieser Regen schwemmte, rapide die Flüsse schwellend, viele Kulihütten hinweg, wobei deren Insassen elendiglich ertranken. Brücken und Steindämme von 15 Fuß Breite wurden wie Sand von den gewaltigen Wassermassen weggefegt und zahllose Bäume im aufgeweichten Boden vom Sturme entwurzelt.

Schon in Mariannhill ist die zu verschiedenen Zeiten fallende Regenmenge großen Differenzen unterworfen. Das jährliche Quantum schwankt zwischen 78 und 122 Zentimetern, während der Durchschnitt 99 Zentimeter ist. Diese Regenmenge verteilt sich fast ganz auf 9 Monate, während im Juni, Juli und August nahezu gänzliche Trockenheit herrscht, die in diesem Jahre bis zum Oktober sich ausdehnte. In vielen Gegenden Südafrikas ist diese Differenz in Bezug auf die jährlich fallende Regenmenge eine noch viel größere. Zum Beweis hiefür bringen wir folgende Daten:

1909	fielen	in	Port Nolloth	3	Zentim.
„	„	„	der Karoo	10	„
1908	„	„	Barberton	55	„
1909	„		ebendaselbst	117	„
„	„	„	Kapstadt	60	„
„	„	„	Joubert Park	125	„
„	„	„	Zoutpansberg	275	„ (!)
1907	„		ebendaselbst	297	„ (!)

Zoutpansberg (Transvaal) ist übrigens der regenreichste Bezirk von ganz Südafrika, während der Küstenstrich von Natal mit etwa 100 Zentimeter Jahresquantum ziemlich über dem Durchschnitt steht.

Interessante Berechnungen ergeben sich in Bezug auf das Gewicht einzelner schweren Regen. In Viktoria County, wo dieser Tage 64 Zentimeter in einem einzigen Regen fielen, kommen auf den Quadratkilometer — ein Raum von 1000mal 1000 Metern — 12 800 000 Zentner Regen. Auf eine Stadt wie Köln, mit seinen Vorstädten auf zirka 250 Quadratkilometer gerechnet, würden also in ähnlichem Falle 3 200 000 000 Zentner Regen gefallen sein. Und wenn jeder der 500 000 Bürger Großkölns täglich einen Liter oder jährlich 360 Liter Wasser trinkt, so würde die Menge eines einzigen solchen Regen über Köln für 888 Jahre reichen, den Durst ihrer Bürger zu stillen. Ob wohl jedem damit ein Genüge getan wäre?

Dem Gelöbnisse treu.

(Frei nach Chateaubriand.)

1. Kapitel.

Madonda, der Heidenjüngling.

„Seltsame Verhängnisse sind es oft, mein Sohn, die den Menschen zum Menschen gesellen. Du stehst noch am Anfange des Lebens, ich am Ende meiner Tage, und recht hattest du, mein Sohn, wenn du mein Leben ein „vielbewegtes" nanntest. Ja, ja," sagte der Greis, und fuhr mit seiner hageren Hand wie sinnend durch die schneeweißen Locken seines Hauptes, „lang war mein Leben, vielbewegt und wechselvoll. Meine Geschichte mag dir zeigen, wie wenig der Mensch irdischem Glücke trauen darf. All meine Jahre waren eine lange Kette voll der mannigfachsten Leiden, und selbst die wenigen Tage, die sonst mit rosigen Träumen durchwebt sind, haben auf meinen Wangen die Spuren frühgeweinter Tränen zurückgelassen.

Im nächsten Blumenmonat werden es 75 Jahre, daß ich das Licht der Welt erblickte an den Ufern des Missisippi. Die Spanier hatten sich kurz zuvor an der Bai von Pensakolo niedergelassen, sonst wohnten damals noch keine Weißen in unserer Nähe.

Was soll ich dir erzählen von den Tagen meiner Kindheit? Ruhig zogen sie an mir vorüber, denn ich kannte damals noch nicht die Leidenschaften, die später meine Brust durchwühlten, wußte noch nichts von den zahllosen Täuschungen, deren Opfer ich werden sollte. Unter der Leitung meines Vaters, des tapferen Kriegers Utalysse, wuchs ich auf, ein echter Sohn der Wildnis. Ich lernte die Spur des flüchtigen Hirsches verfolgen und die des listigen Fuchses, und nur selten verfehlte mein Pfeil das Ziel.

Siebzehnmal hatten die Bäume ihr Laub gewechselt, da ward ich aufgenommen in die Reihen der Krieger. Kurz darauf zogen wir aus gegen die Moskogulen, einen der mächtigsten Stämme Floridas. Wir schlossen uns den Spaniern, unsern Bundesgenossen, an, und der Kampf begann. Ich dürstete nach Taten; aber Areskoa, der Gott des Krieges, und die Geister der Hütten waren uns nicht günstig. Die Feinde siegten. Mein Vater verlor das Leben; aus hundert Wunden blutend lag er an meiner Seite, und ich hatte ihn verteidigt, bis auch ich der Menge meiner Feinde erlag. O daß ich doch damals mit meinem Vater auch hinabgestiegen wäre ins Land der Seelen! Wie viel Unheil wäre mir erspart geblieben; doch Manitu, der große Gott, hatte es anders beschlossen.

Durch Spanier wurde ich dem Feinde wieder entrissen und nach „St. Augustin" gebracht. Hier nahm sich ein edler Castilianer, Philipp Lopez mit Namen, meiner an. Er lebte in der neuerbauten Stadt mit seiner Schwester zusammen; eine Frau hatte er nicht. Beide waren von meiner Jugend und Uner-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fahrenheit gerührt, und kamen mir mit vieler Liebe entgegen. Man gab mir neue Kleider, so wie die Weißen sie trugen, und unterrichtete mich in allem Wissenswerten.

Dreißig Monde hatte ich in „St. Augustin" verlebt, als ich von einem förmlichen Ekel über das ungewohnte Stadtleben ergriffen wurde. Von Tag zu Tag steigerte sich diese meine Abneigung immer mehr, und es verzehrte mich zuletzt eine unbezwingliche Sehnsucht nach der Freiheit in der heimatlichen Wildnis. Ich magerte sichtlich ab, meine Wangen verloren ihre Frische, die Augen den Glanz. Stundenlang konnte ich unbeweglich die Gipfel der fernen Wälder betrachten, die blauduftig den Horizont gürteten. Meiner Umgebung gehörte ich nicht mehr an, ich lebte in Träumen und war an den heimatlichen Flüssen, die ich traurig dahinfließen sah. Meine Phantasie malte mir die Wälder aus, durch die jene Wasser zogen, und meine Seele war ganz in der Einsamkeit.

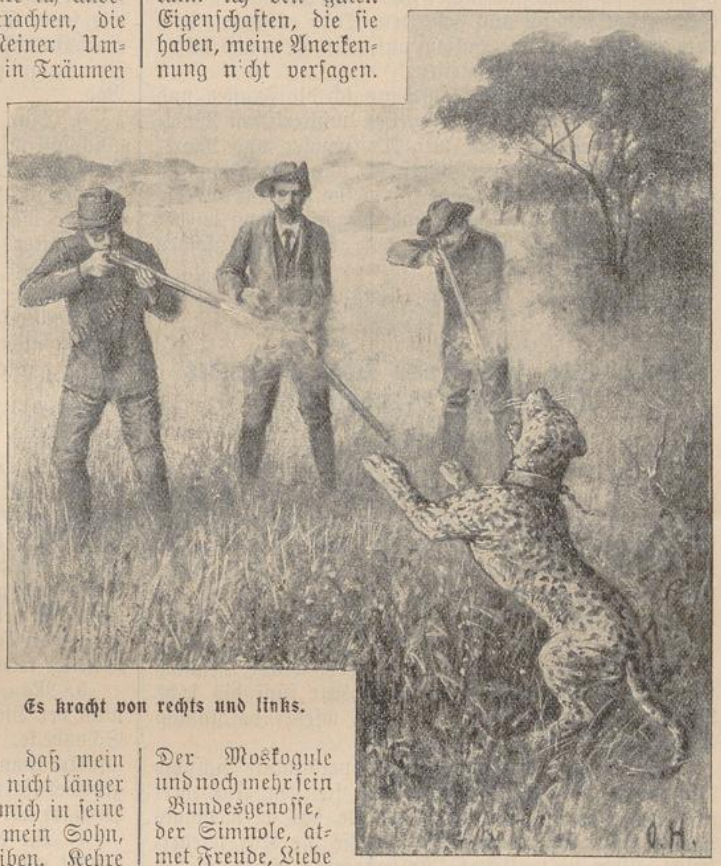
Endlich konnte ich dem Drang, in die Wildnis zurückzukehren, nicht länger widerstehen, und so trat ich denn eines schönen Morgens vor Philipp Lopez hin, bedeckt mit dem Kleide meines Volkes, in der Linken Pfeil und Bogen, in der Rechten die europäische Kleidung, die ich meinem großmütigen Beschützer wieder zurückgab. Weinend sank ich zu seinen Füßen nieder; ich gab mir die häßlichsten Namen, nannte mich einen Elenden, Undankbaren, fügte aber schließlich doch bei: „Vater, du siehst, daß ich sterbe, wenn ich nicht zurückkehre ins Land meiner Väter."

Eine Weile starrte mich Lopez staunend an; er schien es nicht fassen zu können, daß ich aus den schönen Verhältnissen, die ich bei ihm hatte, zurückkehren wolle zu einem armen, elenden Leben. Er stellte mir alle Gefahren vor, in die ich mich durch meinen unüberlegten Schritt stürzen wolle, als er aber sah, daß mein Entschluß unabänderlich feststand, drang er nicht länger in mich. Er hob mich vielmehr auf, schloß mich in seine Arme und sagte unter Tränen: „Wohlan, mein Sohn, du bist ein Kind der Natur und wirst es bleiben. Kehre also zurück zu der Freiheit und Ungebundenheit, nach der deine Seele verlangt. Philipp Lopez will sie dir nicht rauben. Wäre ich jünger, so würde ich dich selbst in die Wildnis begleiten, wo auch ich süße Erinnerungen habe und würde dich zurückführen in die Arme deiner Mutter. Wenn du wieder im Schatten deiner Wälder weilest, so gedenke zuweilen meiner, des alten Spaniers, der dir Gastfreundschaft erwiesen und dich immer lieben wird, wie seinen eigenen Sohn." Er schloß mit einem Gebete zum Gotte der Christen, dessen Kult anzunehmen ich mich stets geweigert hatte, dann trennten wir uns auf Nimmerwiedersehen. —

Bald sollte ich für meinen Freiheitstaumel und meine Undankbarkeit gestraft werden. Ich hatte „St. Augustin" verlassen und irrte, unter tausend Gefahren mein Leben fristend, in den Wäldern umher, als ich eines Tages von einem Trupp Moskogulen und Simnolen ergriffen wurde. Sie erkannten mich an meiner Kleidung und den Federn, die mein Kopfhaar schmückten, als einen Sohn der Natschez, mit denen sie auf beständigem Kriegsfuße lebten. Ich wurde gefesselt, doch meiner Jugend wegen nur leicht. Simagan, der Häuptling der Truppe, wollte meinen Namen wissen. Ich sagte: „Ich bin Madonda, der Sohn des Utalysse, der den Kriegern der Moskogulen mehr als hundert Skalpe genommen."

Darauf erwiderte der Häuptling: „Madonda, Sohn des Utalysse, freue dich, denn du wirst verbrannt werden im großen Dorfe!" — „Das ist gut," entgegnete ich und stimmte sofort meinen Todesgesang an.

Die mich gebunden, waren meine Feinde, dennoch kann ich den guten Eigenschaften, die sie haben, meine Anerkennung nicht versagen.



Es kracht von rechts und links.

Der Moskogule und noch mehr sein Bundesgenosse, der Simnole, atmet Freude, Liebe und Zufrieden- Sein Gang ist leicht, sein Empfang offen und herzlich jedem Freunde gegenüber. Er spricht viel und mit großer Geläufigkeit, und das klingt wie Gesang und Melodie. Selbst das Alter kann diesem Volk die natürliche Fröhlichkeit nicht rauben; wie die alten Vögel unserer Wälder, so vermischen sie als Greise ihre Stimmen und Lieder mit den Gesängen der zahlreichen Nachkommen.

Besonders weichherzig aber sind die Frauen. Es befanden sich ihrer ebenfalls eine ganze beträchtliche Zahl bei dem Zuge. Sie kamen mir, dem jungen Gefangenen, dem Sohne eines gefürchteten Helden, mit großer Neugierde entgegen. Hielt der Zug beim Sinken der Sonne, und flackerten die Herdfeuer lustig empor, so bildete sich ein förmlicher Kranz neugieriger Frauen und Mädchen um mich, und ich hatte tausend Fragen zu beantworten.

„Wer war deine Mutter, schöner Gefangener?" fragte mich die eine, und eine zweite: „Hing deine

Mooswiege in den blühenden Zweigen des Ahorns, und schaukelten dich die Winde dort beim Neste der buntgefiederten Vögel? Hast du nie eine weiße Hirschkuh gesehen in deinen Träumen, und haben die Bäume des geheimnisvollen Tales dir noch nicht geraten, ein Zeichen in die Rinde zu schneiden?"

Ich antwortete mit der Unbefangenheit eines Kindes: „Der Name meiner Mutter ist Nomakanya, die Glänzende. Ihre Augen sind schön wie die Sterne der Nacht, und sie liebte mich als ihren Erstgeborenen. Aber auch die Frauen und Mütter der Simnolen und Moskogulen sind schön, und tapfer sind deren Männer. Euer Gefangener bin ich und gehe dem Tode entgegen, doch eure Worte fallen wie Balsam auf mein Herz und lassen mich alle Schmerzen vergessen."

Durch diese Lobsprüche gewann ich die Frauen und sie überhäuften mich mit Beweisen mütterlichen Wohlwollens. Sie brachten mir Ahornzucker und Maiskolben, Bärenschinken, Biberfelle und Muscheln zu meinem Schmucke und Moos für meine Lagerstätte. Sie sangen und lachten mit mir und vergossen dann wieder Tränen, wenn sie bedachten, daß ich dem grausamen Feuertode geweiht sei.

(Fortsetzung folgt.)

Ein leichtes, schnell und sicher wirkendes Mittel gegen Brandwunden.

(Fortsetzung.)

Nun noch ein paar Beispiele, um zu zeigen, wie es geht, wenn man die Wasserkur nicht gleich, oder nicht in der rechten Weise anwendet. Eine Schwester schüttete sich eine heiße Flüssigkeit über den Fuß, sodaß sich eine kleine Blase bildete. Sie hielt es gar nicht der Mühe wert, wegen einer solchen „Kleinigkeit" die Obern und die Krankenschwester zu belästigen. Doch schon nach wenigen Tagen nahm die Entzündung derart zu, daß die Schwester, wenn auch nicht gerade bettlägerig wurde, dennoch trotz der nachträglich angewandten Kur fünf bis sechs Wochen zu tun hatte, bis der Fuß wieder vollständig hergestellt war.

Eine andere Missionsschwester verbrannte sich die Fußsohle. Am ersten Tag steckte sie den Fuß drei Stunden lang ins Wasser; sie meinte, das sei mehr als genug. Am folgenden Tag sollte sie die Kur wiederholen, allein sie versicherte, sie habe nicht die geringsten Schmerzen und bat dringend, sie an die gewohnte Arbeit gehen zu lassen. — Man gibt ihren Bitten und Vorstellungen nach, doch siehe, am fünften Tag zeigt sich eine große Brandblase. Sie wurde geöffnet, aber die Haut nicht entfernt. Nachts machte man kalte Umschläge mit grober Leinwand, sechsfach zusammengelegt, dann trat ruhiger Schlaf ein. Bei Tag überpinselte man die Haut zuweilen mit der oben genannten Salbe oder Flüssigkeit und verband die Wunde leicht. Am 9. Tag war der Fuß vollständig geheilt. Hätte sich die Schwester dazu verstanden, am zweiten Tag nochmals etliche Stunden ins Wasser zu gehen, so hätte das den Brand vollständig herausgezogen, und die üblen Folgen wären ihr erspart geblieben.

Selbstverständlich darf nicht schablonenmäßig eine Brandwunde wie die andere behandelt werden. Das kranke Glied zeigt einerseits selbst an, was nützt und was schadet, und anderseits gibt auch die Erfahrung manch' praktischen Wink an die Hand. Im allgemeinen beachte man folgende Punkte:

1. Man nehme zuerst lauwarmes Wasser, das man je nach Bedürfnis nach und nach abkühlt, und breite ein Tuch über das Geschirr, um das kranke Glied von der Außenluft zu schützen.

2. Man halte die Wunde gleich das erstemal sechs Stunden vollständig unter Wasser. Das zieht den Brand heraus und beugt jeder Entzündung vor; auch hebt das Wasser in der Regel den Schmerz gänzlich auf, oder mindert ihn doch sehr.

NB. Man lasse nicht vom Baden ab, auch wenn man nach drei oder vier Stunden selbst außerhalb des Wassers keinen Schmerz mehr fühlt. Es könnte einem sonst gehen, wie jener Schwester, bei der sich noch am fünften Tag eine Brandblase bildete. Ueberhaupt, solange sich noch eine Neigung zu Blasenbildung zeigt, erneuere man das Bad.

3. Man versäume nicht, sofort nach dem Unglücksfall mit der Wasserkur zu beginnen und sage nicht, man habe keine Zeit, volle sechs Stunden lang ruhig dazusitzen. Denn bringt man dieses kleine Opfer nicht, so muß man sich vielleicht später Zeit nehmen, Wochen lang unter großen Schmerzen im Bette zuzubringen. Gesetzt auch, man müßte bei schweren Brandwunden auch am zweiten und dritten Tag noch mehrere Stunden ununterbrochen im Wasser bleiben, so käme das noch immer nicht in Vergleich zu den überaus schlimmen Folgen, die eine Vernachlässigung des Uebels nach sich zieht.

4. Zu den kalten Umschlägen während der Nacht nehme man ein größeres, vier- bis sechsmal zusammengefaltetes Linnentuch, damit es genügend feucht bleibt. Man wickelt ein wollenes Tuch darüber und dann eine Binde. Unter Tags benütze man für die kalten Umschläge ein kleineres Linnentuch. Sehr ratsam ist es auch, Oelpapier um dieses Tuch zu legen und dann eine Binde darum zu wickeln. Hat man kein Oelpapier zur Hand, so nehme man statt dessen ein wollenes Tuch; nur muß man dann den Umschlag öfters erneuern, weil er schneller trocknet.

5. Man entferne niemals die verbrannte Haut, auch nicht bei Blasenbildungen. Die alte Haut ist eine gute Schutzdecke, unter der sich die neue ungehindert entwickeln kann. Sobald die neue Haut hinreichend ausgebildet ist, schrumpft die alte zusammen und schürft sich langsam ab.

6. Die ebenfalls zur Anwendung kommende Salbe besteht aus Leinöl und Kalkwasser zu gleichen Teilen gemischt. Man schütte beides in ein Gefäß und rühre die Mischung gut durcheinander. Diese Flüssigkeit läßt sich leicht ein halbes Jahr aufbewahren, doch soll sie vor dem Gebrauch immer etwas aufgeschüttelt werden. In Ermangelung von Kalk kann man auch Eiweiß nehmen, das sich aber nicht so lange hält.

Zum Schlusse, mein lieber Leser, möchte ich dich bitten, dieses einfache Heilverfahren auch andern bekannt zu geben. Tausende werden es dir danken. Einen kranken Mitmenschen vom Schmerz befreien, ist besser, als ihn mit leeren Worten trösten.

Vielleicht stellt ein Neugieriger zum Schlusse die Frage: „Wie seid denn ihr auf dieses Radikalmittel aufmerksam geworden? Wasser gab's doch schon, so lange die Welt steht." Diese Frage wollen wir gern beantworten, um so mehr, weil sie uns willkommene Gelegenheit bietet, allen ein ungemein praktisches Buch zu empfehlen. Es führt den Titel „Trost der Kranken" und ist verfaßt vom Bruder Aloysius aus der Kongregation der Pius-brüder in Heerlen, Limburg. (Zu beziehen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

durch die Verlagshandlung Ignaz Schweitzer in Aachen, Rheinland.)

Das Buch hat etwas über 300 Seiten. Auf Seite 160 ist unser Mittel kurz erwähnt; hier in Mariannhill wurde es weiter praktiziert. Dieses noch viel zu wenig bekannte Buch bietet gegen verschiedene Krankheiten sehr viele, ganz einfache Heilmittel an, und zwar Dinge, die sich vielfach jeder, auch auf dem platten Lande, selbst bereiten kann. Darum sollte dieses schlichte Buch mit seinem kostbaren Inhalt in keinem Hause fehlen.

Eine Missionsschwester vom kostbaren Blut.

Der hl. Joseph ein Retter in großer Not.

Ein Bahnarbeiter aus Kleinreifling erzählt im Sendboten des hl. Joseph folgendes:

„Bei der Herstellung eines Eisenbahndammes fiel ich etwa acht Klafter tief von einem Felsen herab. Es wurden nämlich Steine ober mir los, schlugen im Hinabkollern das Seil ab, an dem ich befestigt war, und ich stürzte in die Tiefe. Beim Falle rief ich den hl. Joseph um seine Hilfe an. Es war ein schrecklicher Augenblick. Ich fiel mit dem Kopf auf die Steine, die Kopfhaut wurde von der Stirne bis unter die Halswirbel zerrissen, die Wunden waren voll Sand, und sieben Rippen waren zweimal gebrochen.

Niemand hegte noch Hoffnung für mein Aufkommen; man erwartete jeden Augenblick meine Auflösung. Ich war ganz betäubt und konnte mich lange nicht rühren, geschweige denn ein Wort sprechen; merkwürdigerweise aber hörte und verstand ich alles, was neben mir gesprochen wurde. Ja, der hl. Joseph hat mich in dieser großen Not nicht verlassen. Seiner Hilfe und der geschickten Operation eines Wundarztes verdanke ich die Heilung."

D'rum gehet alle zu Joseph, er ist ein mächtiger Helfer in jeder Not.

Verehre das allerheiligste Sakrament des Altars!

Im Monat Februar kommen die Faschingstage. Die Kinder der Welt überlassen sich da mehr wie sonst eitlen, oft sündhaften Vergnügungen, untergraben dabei die leibliche Gesundheit und belasten ihre Seele gar oft mit schwerer Schuld.

Die Kinder Gottes dagegen eilen zur selben Zeit in die Kirche und versichern den lieben Heiland im Tabernakel ihrer vollen Liebe. O wie gerne würden sie ihm einen würdigen Ersatz bieten für alle die Unbilden, die er in jenen Tagen erdulden muß, wenn sie nur könnten! Ist doch die hochheilige Eucharistie, wie uns der katholische Glaube lehrt, die Fortsetzung des Leidens Jesu. Hier gestattet er seinen Feinden, ihn anzutasten und ihn zu verhöhnen; denn die Gestalten bilden die Fesseln, welche ihn ihrer Willkür überliefern. Man wende nicht ein, daß man nur die äußeren Zeichen berühre, und nicht das Leben des Erlösers selbst, das sie verhüllen. Haben denn die Henkersknechte, die ihm die Kleider vom Leibe rissen, ihm ins Angesicht spuckten und ihn mit Fäusten schlugen, nicht auch sein Herz erreicht, seine Seele mit bitterstem Schmerz erfüllt und seine Gottheit verunehrt? Die sakramentalen Gestalten aber sind noch mehr als das Gewand des lieben Heilandes, denn sie bilden einen Bestandteil des eucharistischen Christus.

Verachtet oder verunehrt man daher das hochheilige Sakrament, so gehen diese Unbilden auf Christus über. O wie vieles und Schweres hat da der Herr im Tabernakel zu erdulden! Wie oft wird er neuerdings, wie einst zu Lebzeiten, verspottet, geschmäht, verhöhnt, zuweilen verraten und verleugnet von den eigenen Dienern, verlassen selbst von denen, die sich seinem besonderen Dienste geweiht haben. Wie oft wird ihm auch hier die Galle des Undankes gereicht, wie oft das Herz durchbohrt! Er ist durch seine Liebe neuerdings ans Kreuz genagelt und dürstet nach dem Heile der unsterblichen Seelen. Am Kreuz konnte er wenigstens sterben, im sakramentalen Zustand aber ist sein Tod verbunden mit einem geheimnisvollen Leben, das ihn dauernd allen Leiden und Unbilden seiner Feinde aussetzt.

O Gedächtnis des Leidens und Todes meines Erlösers, mit welch' schrecklicher Wirklichkeit bist Du im allerheiligsten Sakramente mir vor Augen gestellt! Ist es möglich, daß ich bisher das alles so viel wie unbeachtet lassen konnte? — —

Maria, du Mutter der Schmerzen, entzünde in mir ein wahres, inniges Mitleid mit den Leiden deines Sohnes!

O du Jungfrau der Jungfrauen,
Wollst in Gnaden mich anschauen,
Laß mich teilen deinen Schmerz.

Laß mich Christi Tod und Leiden,
Marter, Angst und bittres Scheiden
Fühlen wie dein Mutterherz.

Mach, am Kreuze hingesunken,
Mich von Christi Blute trunken
Und von seinen Malen wund!

Papst Clemens XI. auf dem Sterbebette.

Papst Clemens XI. lag auf dem Sterbebette. Mit höchster Andacht und Ehrerbietung empfing er die hl. Sakramente und ließ dann seinen Neffen zu sich entbieten, zu dem er sprach: „Siehe, wie alle Ehren dieser Welt vergehen. Nichts ist groß, was nicht in den Augen Gottes groß ist. D'rum, mein Sohn, strebe niemals nach einer andern, als nach dieser wahren und heiligen Ehre!"

Es kam das Fest des hl. Joseph, des Nährvaters Jesu. An diesem Tage fühlte er sich dem Tode sehr nahe und sprach daher zum Kardinal Olivieri: „Stets sah ich den lieben heiligen Joseph als einen sehr mächtigen Fürsprecher bei Gott an, und schon lange wünschte ich, an seinem Feste sterben zu dürfen. Möchte mir doch der liebe Gott diese Gnade verleihen!" Dies waren seine letzten Worte. Der fromme Papst starb am 19. März des Jahres 1721 im 72. Jahre seines Lebens.

Möge auch uns der hl. Joseph am Throne Gottes die Gnade einer glückseligen Sterbstunde erbitten!

Eine Rettung aus Lebensgefahr durch einen Kanarienvogel

gehört gewiß nicht zu den alltäglichen Vorkommnissen. Ueber einen solchen seltenen Fall wird der „Königsberger Allgem. Ztg." aus Pillau folgendes berichtet: Herr S. hatte einen Kanarienvogel, der sehr zahm ist, auf einen Pfiff seines Herrn den Käfig verläßt, sich auf seinen Schreibtisch setzt und neugierig dem emsigen Schreiben zusieht, den Zucker aus dem Mund mit seinem Schnäbelchen pickt und liebkosend und dankend sein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Köpfchen an den Wangen des gütigen Spenders reibt, kurz der beste Freund seines Herrn ist. Nun hatte Herr S. die Gewohnheit, abends, wenn er sich zu Bette legte, noch zu rauchen. Eines Abends aber schlief er dabei unversehens ein. Nicht lange indessen konnte er geschlafen haben, als ihn ein Picken an seinen Lippen weckte. Aus seinem Schlummer auffahrend, fand er die Stube voller Rauch und bemerkte dann auch ein auf der Decke sich ausbreitendes Glimmen. Die brennende Zigarre war seiner Hand entfallen, auf der Decke liegen geblieben und hatte das Oberbett entzündet. Sein kleiner Freund, der ängstlich im Zimmer hin- und herflatterte, hatte ihn aus schwerer Gefahr gerettet.

Briefkasten.

Von Ungenannt durch Hochw. P. Ferdinand, O. S. Fr., Betrag zur Unterhaltung des Lichtes vor dem Herz Jesu-Altar in Mariannhill dankend erhalten.

S. V. Betrag dankend erhalten.

Herzliches Vergelts Gott K. S. u. A. G., No. 24 M.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Breslau, Heusweiler, Commern, Eick, Firmenich, Boßwinkel, Paderborn, Essen, Krefeld, Deich, Osterfeld, Geisenheim, Ahrweiler, Füchtorf, Pommern, Wevelinghoven, Lechenich, Minheim, Schupfart, Attinghausen, Gebhardswil, St. Gallen, Steinen, Einsiedeln, Hauptwil, Oberendingen, Burglen, Sulz, Eschenz, Gretzenbach, Wohlen, Daugendorf, Hettingen, Acholtshausen, München, Obercüren, Erlangen, Bobenheim, Bonndorf, Neunaigen, Bütthard, Wiesenfeld. Brand, Witzerath, Düren, Walbeck, Godesberg, Andernach, Rüngsdorf, Krefeld, Bockum, Eicherscheid, Frimmersdorf, Montjoie, Deich, Troisdorf, Sögel, Emmerich, Holthausen, Billerbeck, Lutten, Ehlingen, Duisburg, Grevenbroich (2mal), Befort, Hadamar, Niedereving, Stuckenbusch, Osterfeine, Wahn, Wasserli sch, Emsdetten, Langförden, Düsseldorf, Odenheim, Blodelsheim, Rohrdorf, Müllerhof.

Danksagungen

Durch die Fürbitte des hl. J. Thadäus ist uns in schwerem Anliegen Hilfe geworden, B. M. Th. Alfeld. Dank dem hl. Joseph für Hilfe in schwerem Anliegen, A. B. T., Niederhomburg, Kenzelbuch, Mülhausen, Mondfeld, Gersthofen, Oberwittighausen: Dank dem hl. Leonhard und Wendelin für glücklichen Vorübergang der Viehseuche. Neunaigen.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Freising, Gerbrunn, Niederhomburg, Erkenntnis des göttl. Willens in der Berufswahl, Alfeld, Mühldorf: Nervenkranke, Donaueschingen, Kenzingen, München: Um Glück und Segen in der Familie, Mantlach, eine herzleidende Person, Würzburg, Heroldsbach, Oedwaldhausen, Würzburg: Familienanliegen, Niederhausen, Bad Aibling: Um Wiedererlangung der Gesundheit, Rabenstein, Bütthard, Wertach, Kolmar, Wallersdorf, Breslau, Gretzenbach, St. Fiden, Schupfart, Bühler, Rütli, Luzern, Brig, Escholmatt, Bremgarten, Lugaten, Oberbeinwil, Kägiswil, Lachen, Niederhamburg, Weilheim, Gunzenhausen, Birkesdorf, Duisburg, Clarholz, Husten, Osterfeine, Lorchhausen, Altenhunden, Paderborn, Emsdetten, Altheim, Mittelberbach, Nürnberg (2mal), Dubuque, Jova, Utzenfeld. Um Sinnesänderung, um glückselige Sterbestunde, Bekehrung eines Familienvaters. Familie Orth, Mount Hope, Kans., dankt dem göttl. Herzen Jesu für erhaltene Gesundheit. Verschiedene Anliegen der Wohltäter von Amerika.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Kunigunda Jndlehofer, Rechberg. Pauline Barthelmes, Hüttenheim. Maria Metzger, Raitenbuch. Josef Ekelreither, Deggendorf. Josef Unterguttenberger, Straßkirchen. Ottilie Hubrich, Tarnowitz. Anna Maria Semmler, Mannsdorf. Maria Weinberger, Landau a. Jsar. Ludwig Keller, Anger. Theresia Eckert, Erstein. Anna Euringer, Schwarzenfeld. Maria Wach, Bielitz. Frl. Wittenauer, Sasbach. Leop. Steidel, Ottersweier. Franziska Groß, Michaelsmünkirchen. Sofie Frank, Alfeld. Josef und Karolina Kramespacher, Heitersheim. Josef Huber, Mahlberg. Louise Stöckli, Orschweier. Madeleine Clad, Erstein. Joh. Josef Ries, Blickweiler. Sebastian Socher, Altenstadt. Josefa Mühlbauer, Marg. Hiltner und Georg Heinsling, Wulkersdorf. Martha Treyer, Pfaffwiesen. Kreszenz Häring, Mondreb. Rosina Meier, Matzersreuth. Anna Bauer, Rosall. Johann Forster, Mühlrüthi. Christian Kühne, Erlenholz. Wwe. Brotschi, Selzach. Sophie Ohrenberger, Vermich. Frau Elmiger, Luzern. Josefa Machler, Altendorf. Anna Konrad Wohlen. Juliana Haag, Wil. Maria Zemp, Ussikon. Theresia Rosenberg, Freudenberg, Maria Groß, Klopschen. Frau G. Kacks, Pont. Pfarrer Wieseler, Eissen. Luise Groenewald, Cleve. Wwe. Felder, Krefeld. Josefine Hahne, Robringhausen. Frau Arlt, Bottrop. Barbara Reinehr, Geisenheim. Nikolaus Wahn, Köln. Hendrika Opwijs, Kevelaer. Maria u. Pet. Jos. Hermanns, Mülheim. Anna Dauers, Steinhausen. Elise Betzner, Köln. August Kreutzer, Düsseldorf. Sophia Ulpenich, Köln. Heinrich Finke, Altenbochum. Joh. Neiling, Joh. Wirges und Gerh. Linkamp, Botthausen. Mathias Kastenhuber, Granzsberg. Anna Dietrichsbruckner, Waldberg. Karolina Ringwald, Freiburg. Eugen, Katharina und Anna Bauer, Leo Frankenbergen, Rosa Frankenberg, Frau Grauvogl, Greding. Anton Sauer. Kunig. Thomann, Poppenwind. Anton Sauer, Roßbach. Therese Höll, Rasdorf. Johannes Seeger, Langenschemmern. Johanna Stichlmair, Pipinsried. Georg Fluri, Gaubüttelbrunn. Thomas Mall, Stein a. Kocher. Wendelin Schwaiger und Anastasia Brenner, Hugsfing. Ehrw. Schw. Dominika Meyr, Straßburg. Josepha Gerstmeier, Reimlingen. Maria Litzler, Hausgauen. Elisab. Kieser, Wingen. Karolina Kainz, Sulzemoos. Anna Maria Baumann, Grettstadt. Marg. Steeger und Heinrich Kantsch, Hausen. Fritz Gagel, Neuensee. Anton Käsmeier und Anna Henn, Altötting. Johann Weiser, Günzburg. Margaretha Frank, Teunz. Regina Hofmann, Theilheim. Bernh. Heilig, Schulinspektor, Obereisenbach. Fanny Oberascher, München. Josef Baumgärtner Freudenberg. Andreas Kufer, Graben. Anna Neckermann, Mergentheim. Frl. Brinkhaus, Großaubeim. Rosina Brückl, Mintraching. Wwe. Mehr, Ravensburg. Anna Maria Frankenberger, Datensoll. Julius Reicher, Erlenbach. L. Bertrand, Limersheim. Gottfried Hummel, Brand. Xaver Rauscher, Mintraching. Johann Stinka, Stabigotten. Josef Schmidt, Patschkau. Pfarrer Joh. Heptner, Poln. Neukirch. Wwe. Falbrede, Schmachtendorf. Christina Jakob Sünnemann, Lutter. Frau Strüwing, Carum. Hochw. Heinrich Hub, Laumens, Conzen. Margaretha Hereth, Buffalo, N.-Y. Katharina Schneider, Brooklyn, N.-Y. Wilhelm Schulte, St. Helena, Nebr. Emilia Trost, Cincinnati, Ohio. Katharina und Helena Sibenaller, Carroll, Jowa. Heinrich Willging, Dominik Rhomberg, Elisabeth Schuler, Margaretha Bertling, Frau M. Dangelmeyer, Rosa Lorenz, alle von Dubuque, Jowa. Margaretha Stolz, Sheboygan, Wis. Josefine Fuchs, Pommern. Herr Schnieder. Frau Adolf Arlt, Bottrop. Wwe. Phil. Krust, Rheinbrohl. Anton van Straalen. Maria u. Anna Maria Kleinbauer, Saarbrücken. Pfr. Tönnissen, Borbeck. Th. Hendriks, Hochlarmarkt. Henri Daleiden und Frau Cames Schmit, Ettelbrück. Josef Westerhof, Bourechtern. Rosina Spiegler, Hengersberg. Anna Richard und Elisab. Neef, Sternenberg. Anna Maria Hammer, Erlenbach bei Marktheidenfeld. Anna Maria Kraft, Rohrbach. Adrian Beiser, Oberschopfheim. Andreas Klein, Freudenberg. Kath. Neubauer, Thurn. Christine Vogler, Karlsruhe. Barb. Walter, Erlaheim. Aug. Raible, Neufra. Nikolaus Gallenz, Birkach. Katharina Rößlin und Maria Anna Kaiser, Ilsfurt. Josef Em. König, Freudenberg. Viktoria Kandler, Osterzhausen. Augusta und Anna Maria Dänisch, Lautershausen. Benefiziat Erhardsberger, Deggendorf. Wwe. Maria Kern, Bräunlingen. Balbina Vogler, Oberstdorf. Wwe. Engelbert Speckert, Langenbrücken. Franz Stecker, Schmallenberg. Margaretha Elisab. Beil, Zella. Louise Stassen, Düren. Frau Jos. Dirks, Paderborn. Ludwig Wolung, Köln-Nippes. Elisabeth Post, Heessen. Jakob Schultheis, Metternich. Christine Exteller, Düsseldorf. Maria und Friederika Wischermann, Mülh.-Speldorf. Fanny Langen, Rath-Anhoven. Heinrich Dormagen, Lommersum. Katharina Dott, Kaltenengers. Gerhard Esser, Ederen. Elisabeth Sieland, Wadersloh. Maria Timmermann, Kessenich. Elisabeth Radermacher, Langerwehl. Herr und Helene Körfer, Eschweiler. Gertrud Maagh, Heimersheim. Franziska Ribbrock, Waltrop. Pfarrer Lang, Ohnenheim. Kath. Dietzel, Wustviel. Kathi Hofmann, Amberg. Alois Oswald, Höllingen. Jakob Dodel, München. Johann Kohlmeier, Hohenschambach. Joh. Adam Walle, Heckendahleim. Philomene Klein, Urmatt. Ottilie Hellermann, Wiesbaden. Therese Kirchmeier, Aufhofen. Alexander Schwörer, Utzenfeld. Anna Schmitt, Weingartz.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN